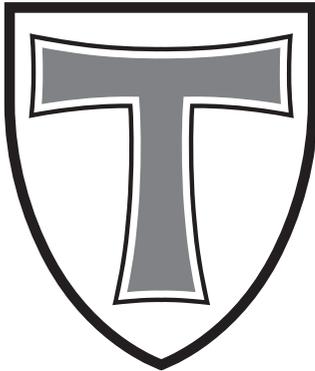


**Jahrgang 39
2006**

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen. Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.

Inserenten: *Ringel & Sohn GmbH & Co. KG*
 Schunk-Gruppe
 Sparkasse Gießen
 Volksbank Mittelhessen

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
 Institut für Altertumswissenschaften
 Justus-Liebig-Universität
 Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
 35394 Gießen
 peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

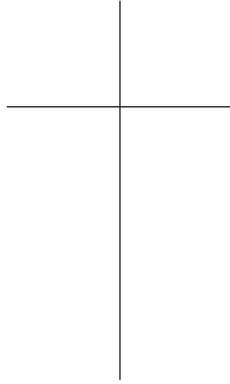
Redaktion PD Dr. Irmtraut Sahmland
 Postfach: Ludwigstraße 23, 35392 Gießen
 Telefon: 0 64 03/7 65 98
 Sahmland@t-online.de

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte der Gießener Hochschulgesellschaft	5
II. Oliver Behnecke – 400 Jahre Universität Gießen im Jahr 2007	13
III. Beiträge	17
<i>Dieter Vaitl</i> – Blick ins Gehirn: Wie Emotionen entstehen	17
<i>Ivana Petrovic</i> – Desperate Housewives, Sex and the City: Das Bild der Frau im Hellenismus	25
<i>Hans-Dieter Kahl</i> – Der Staat der Karantanen. Der Forschungsansatz eines Historikers der Kriegsgeneration	37
IV. Forscher, Fächer, Perspektiven	41
<i>Elke Roeb</i> – Gastroenterologie in Gießen	41
<i>Gesa Stedman</i> – Tee, „fish and chips“ und Chintzbezüge: Kulturtransfer und nationale Identität	53
<i>Patrick Gödicke</i> – Zur Konkretisierung ethischer Verhaltensgebote in der Medizin	57
<i>Rudolf Leiser</i> – Erfolgsgeschichte? 20-Jahr-Jubiläum der Veterinär-Partnerschaft/Jumelage Gießen – Nantes	63
V. Aktuelle Forschungsprojekte an der Justus-Liebig-Universität	67
<i>Wolfram H. Gerlich</i> – Sonderforschungsbereich 535 „Invasionsmechanismen und Replikationsstrategien von Krankheitserregern“	67
<i>Birgit Neumann, Jürgen Reulecke</i> – Der Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ geht in die vierte Runde	77
VI. Berichte geförderter Projekte	85
<i>Carmen Ludwig, Christoph Bieber</i> – Online- und Offline-Diskussion zu „Politik und Konsum“	85
<i>Sabine Mehlmann, Lea Rosenberg</i> – Die Arbeitsstelle „Gender Studies“ der Justus-Liebig-Universität feierlich eröffnet	89
<i>Monika Wingerder</i> – Interdisziplinärer Workshop „Deutsch-polnische Kommunikation in Kultur, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft“	91
<i>Manfred Prinz</i> – Motivation auf beiden Seiten führt auch in schlechten Zeiten zum Erfolg. Bericht 2005 des Kooperationsbeauftragten Salvador/Brasilien	95
<i>Andrea Löw</i> – „Ein Blick in die Zeitungen zeigt uns das Wesen der Propaganda“. Tagebücher Friedrich Kellners werden an der Arbeitsstelle „Holocaustliteratur“ ediert ..	99
<i>Gabriele Wolfslast, Christoph Weinrich</i> – Die Diskussion über die Abschaffung der Todesstrafe: Europäische und japanische Positionen. Internationales Kolloquium am 22./23. 8. 2005 ...	105
<i>Ulrich Dölp</i> – Dissertationsauszeichnungen der Justus-Liebig-Universität Gießen im Jahr 2005	107
VII. Personalmeldungen der Justus-Liebig-Universität Gießen	109
VIII. Biographische Notizen	111



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Gunter Kisker

Dr. med. Georg Krüger

Prof. Dr. Eberhard Küster

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich berichte Ihnen gerne über den Zeitraum seit der letzten Sitzung der GHG vor einem Jahr. Ein besonderes Ereignis war sicher das Ende der sechsjährigen Amtszeit von Herrn Vizepräsidenten Prof. Dr. Neumann, dem die Universität besonderen Dank schuldet. Seine Nachfolge trat im April Prof. Dr. Stiensmeier-Pelster, Pädagogische Psychologie, an. Die Bereitschaft zur Übernahme solch eines Amtes ist nicht selbstverständlich.

Im Bericht des letzten Jahres standen die finanziellen Probleme der Universität im Mittelpunkt. Wir haben das schwierige Jahr 2004 überstanden und spüren im Jahr 2005, vor allem aufgrund eigener Anstrengungen, eine leichte Besserung. Die kann jedoch auf Dauer nur dann wieder zu einer Schaffung eigener Spielräume für die Entwicklung der Universität führen, wenn wir durch erhebliche Anstrengungen die Personalkosten nachhaltig senken. Unser Ziel ist es, etwa innerhalb der nächsten fünf Jahre eine Senkung dieser Kosten im Umfang von ca. 5 Mio. € pro Jahr zu erreichen. Dies wird nur durch die Reduzierung der Zahl der Professuren der JLU möglich sein – eine Strukturdebatte, die die Universität bewegt und beansprucht.

Im Bereich von Forschung und Lehre ist ein wichtiges Thema der so genannte Bologna-Prozess, d. h. die Schaffung neuer Studienstrukturen, die in einem europäischen Hochschulraum Kompatibilität schafft. Hierzu beschloss der Senat der JLU, bis zum WS 2007/08 die Umstellung auf die Abschlüsse Bachelor und Master zu vollziehen, d. h. 400 Jahre nach der



Aufnahme des Lehrbetriebs an der JLU zu den traditionellen Abschlüssen des Baccalaureats und des Magisters zurückzukehren. Im vergangenen Jahr wurden naturwissenschaftliche Studiengänge erfolgreich akkreditiert – sie werden zum WS 05/06 Studierende in Chemie, Physik und Materialwissenschaften aufnehmen und zum Abschluss Bachelor of Science führen.

Die Reformen im Rahmen der Umsetzung des Hessischen Hochschulgesetzes von 2004 bringen neue Strukturen für die Lehrerbildung mit sich. So wird das Zentrum für Lehrerbildung gegründet, das wir an der Justus-Liebig-Universität als Weiterentwicklung unserer bisherigen Gemeinsamen Kommission Lehramt verstehen, die unter der Leitung von Vizepräsident Neumann die Bedeutung der Lehramtsausbildung für die JLU schon bisher heraus hob.

Dem Universitätsorchester hat die GHG schon immer besondere Unterstützung und Aufmerksamkeit zukommen lassen. Deswegen ist es sicher auch von besonderem Interesse für Sie, dass wir mit großem Dank Frau UMD Schön verabschiedeten, die mit dem Aufbau und den Erfolgen dieses Orchesters Außergewöhnliches leistete. Der neue Leiter ist Herr UMD Stefan Ottersbach, und er geht mit großer Freude an diese Aufgabe heran. In der Aula der Justus-Liebig-Universität konnte inzwischen die Galerie der Rektoren und Präsidenten der Universität seit 1945 mit Unterstützung der GHG vervollständigt werden. Die Porträts wurden wieder von Herrn Rolf Stieger ausgeführt. Beides, Universitätsorchester und Porträtgalerie, sind beispielhafte Bereiche der Unterstützung der Justus-Liebig-Uni-

versität durch die Gießener Hochschulgesellschaft, für die ich sehr dankbar bin.

Bereits jetzt müssen die Vorbereitungen für das 400-jährige Jubiläum der Universität Gießen im Jahr 2007 getroffen werden. Am 19. Mai 1607 unterzeichnete Kaiser Rudolf II. die Gründungsurkunde der Universität, und am selben Datum wird 2007 der zentrale Festakt stattfinden. Der Beginn des Wintersemesters wird in Erinnerung an die Aufnahme des Lehrbetriebs im Jahr 1607 vor allem dem Bereich Studium und den Studierenden gewidmet sein. Darüber hinaus wird die Universität Gastgeber für zahlreiche Veranstaltungen sein: die Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz, der Santandergruppe (einer Vereinigung von über 40 europäischen Universi-

täten) werden in Gießen stattfinden, und ein Stipendiatentreffen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes mit über 500 Teilnehmern gehören zu den besonderen Gästen der Universität und der Stadt. Eine Spendenaktion soll zahlreiche Möglichkeiten zur Förderung der Qualität von Studium und Lehre aufzeigen, die von Büchern bis zur Ausstattung von Hörsälen reichen können. Universität und Stadt bereiten sich auf das Jubiläum vor, und aus den Fachbereichen der Universität kommen weitere neue Ideen. Lassen Sie uns diese Chance zur Entwicklung der Universität im Jubiläumsjahr schon in der Vorbereitung nutzen.

Prof. Dr. Stefan Hormuth

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates der Gießener Hochschulgesellschaft

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie sehr herzlich zu unserer ordentlichen Mitgliederversammlung 2005 und bedanke mich, dass Sie durch Ihre Anwesenheit die Verbundenheit mit der Gießener Hochschulgesellschaft zum Ausdruck bringen. Besonders begrüße ich Herrn Landtagsabgeordneten Thorsten Schäfer-Gümbel, Herrn Stadtrat Dr. Reinhard Kaufmann und Herrn Universitätspräsidenten Prof. Dr. Stefan Hormuth.

Bevor wir jedoch in die Tagesordnung eintreten, möchte ich an unseren am 26. August 2004 verstorbenen Ehrenpräsidenten Dr. Dr. Otto Pflug erinnern. Herr Pflug, der frühere Vorstandsvorsitzende der Norddeutschen Hagelversicherung, war von 1978-1990 Präsident der GHG (im Tandem mit Ehrenpräsident Prof. Dr. Dr. h. c. Dietger Hahn). Wegen seiner großen Verdienste um die Hochschulgesellschaft als Bindeglied zwischen Universität und Wirtschaft wurde er anschließend unser Ehrenpräsident. Die Universität ehrte ihn 1977 durch die Verleihung der Ehrensensatorwürde. Durch seine freundliche Art war er uns ein sehr angenehmer Kollege, dem wir gerne ein ehrendes Andenken bewahren werden.

Nach dem sechsten Jahr meiner Präsidentschaft können wir erneut auf ein erfolgreiches Geschäftsjahr zurückblicken, wofür vor allem dem Vorstand und seinem Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann, großer Dank gebührt. Herr Hoffmann wird Ihnen im Anschluss über die Arbeit, die Förderprojekte und die Finanzen berichten. Zusätzlich darf ich Sie auf die Sonderseite des heute ausliegenden



Gießener Anzeigers vom 24. Juni 2005 hinweisen. Im Rahmen der Serie „Vereine machen Zeitung“ sind dort die Aktivitäten der GHG einer breiteren Leserschaft vorgestellt worden.

Das weiterhin beherrschende und auch die Öffentlichkeit sehr stark interessierende Thema ist die Zukunft des Universitäts-Klinikums. Inzwischen ist der von Ministerpräsident Roland Koch Ende letzten Jahres vorgezeichnete Weg der Fusion mit Marburg und anschließenden

Privatisierung weiter beschritten worden. Die umfassende Anhörung im Landtag hat stattgefunden, das Vorschaltgesetz ist verabschiedet. Ab 1. Juli 2005 wird es das Universitätsklinikum Gießen und Marburg geben. Die in Anbetracht des hohen Investitionsstaus vor allem für Gießen entscheidende Privatisierung ab 2006 sei auf dem Wege, wobei über die Interessenten und deren Konzepte derzeit nur spekuliert werden kann. Aber der Ministerpräsident ist im Wort und zuversichtlich, dass das Konzept vollständig und auch termingerecht umgesetzt werden kann.

Ansonsten zwingt die Wirtschaftskrise trotz der so notwendigen Bildungsoffensive zu weiteren Budgetkürzungen. Der Hochschulpakt konnte verlängert werden, wozu sicher Herr Präsident Hormuth noch einiges sagen wird. Die offensive Weiterarbeit an dem Zukunftskonzept (Wirtschaftlichkeit, Ausbau der Lebenswissenschaften) muss weitergehen. Im Übrigen kann auch der Justus-Liebig-Universität der weitere Anpassungsprozess nicht erspart bleiben (demografische Entwicklung, landespolitische Schwerpunktbildung im Wettbewerb der hessischen Hochschulen, enge Budgets).

Ich kann nur erneut zum Zusammenstehen für die gemeinsame Sache aufrufen. Unterstüt-

zung ist nötiger denn je für Gießen und Mittelhessen, ebenso wie für die als Standortfaktor so bedeutende Universität. Da kann ich an meine früheren Aussagen direkt anknüpfen. Das Mathematik-Mitmach-Museum unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Albrecht Beutelspacher hat sich hervorragend entwickelt (mittlerweile sind einige von uns gar „Pi-Weltrekordler“). Die Transferprojekte gehen voran. Aber auch die Kultur kommt nicht zu kurz: Ich erinnere an das Sommerfest in Rauischholzhausen am 9. Juli, die Konzerte – ich darf Sie einladen zum 10. Juli in die Kongresshalle Gießen, wo das Universitätsorchester unter Leitung von Herrn Stefan Ottersbach als Nachfolger von Frau Brigitte Schön spielen wird – und an die überaus erfolgreiche Wohltätigkeitsgala mit Katja Riemann, Fußball- und Tanzweltmeistern zugunsten des Kinderherztransplantationszentrums, bei der die GHG erstmals als Mitveranstalterin auftrat.

Die Hochschulgesellschaft ihrerseits hat mit den gerade erschienenen Gießener Hochschulblättern erneut ein umfangreiches Heft mit überaus interessanten Beiträgen und Berichten über geförderte Projekte vorgelegt.

Mir bleibt, mich bei allen Förderern, Mitgliedern, dem Vorstand und nicht zuletzt der Hochschulleitung zu bedanken. Vorab darf ich meine Freude darüber zum Ausdruck bringen, dass

sich als Nachfolger für Herrn Prof. Dr. Ulrich Glowalla mit Herrn Prof. Dr. Peter von Möllendorff erneut ein renommierter Hochschullehrer bereit erklärt hat, künftig im Vorstand mitzuarbeiten und zugleich die Schriftleitung der Gießener Universitätsblätter zu übernehmen. Ebenso gilt mein besonderer Dank dem Geschäftsführer von Karstadt Gießen, Herrn Wilfried Behrens, der als Vertreter der Wirtschaft vom Vorstand in den Verwaltungsrat wechselt. Dessen Vorstandsposition übernimmt künftig das bisherige Mitglied des Verwaltungsrates, Herr Dr. Klaus Ringel (Geschäftsführer der A. Ringel + Sohn GmbH & Co. KG, Linden). Mein Dank gilt darüber hinaus meinen Mitstreitern im Verwaltungsrat, die sich allesamt außer Herrn Jürgen Krebaum (Aufsichtsrats-Vorsitzender der Veritas AG, Gelnhausen) der Wiederwahl stellen. Als neues Mitglied im Verwaltungsrat begrüße ich den früheren 1. Vizepräsidenten der Universität, Herrn Prof. Dr. Hannes Neumann, der sich bereits seit Jahren für die GHG engagiert. Ich freue mich auf eine weiterhin erfolgreiche Zusammenarbeit im Sinne unserer gemeinsamen Sache, nämlich der Förderung unserer Justus-Liebig-Universität Gießen.

Dr. Wolfgang Maaß

Präsident des Verwaltungsrates
der Gießener Hochschulgesellschaft e. V.

Bericht des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie sehr herzlich zur diesjährigen Mitgliederversammlung. Ich freue mich, dass mit Herrn Kulturdezernent Dr. Kaufmann die Stadt repräsentativ ihrem Stimmrecht im Verwaltungsrat nachkommt. Sehr herzlich begrüße ich auch die Vertreter der Presse, die im Hinblick auf die anstehenden Wahlen dem Verlauf der Sitzung sicher mit besonderer Aufmerksamkeit folgen werden. – Lassen Sie mich meinen Bericht diesmal mit Zahlen beginnen.

In der Berichtsperiode, d. h. im Jahr 2004, wurden für 45 Projekte insgesamt 50 857,80 € bereitgestellt. Diese Summe ergibt sich aus 27 700,80 €, die für 38 Kleinprojekte (Förderbetrag unter 1000,00 €), und 23 157,00 €, die für 7 Großprojekte (Förderbetrag über 1000,00 €) bereitgestellt wurden. Bei den Großprojekten fielen 10 000,00 € als herausgehobene Fördermaßnahme auf die Einrichtung des Praktikums Biochemie im Fachbereich Veterinärmedizin.

Im Vergleich dazu wurden im Jahr 2002 für 34 Kleinprojekte 23 327,00 € und für 13 Großprojekte 31 717,00 € bewilligt; die Fördersumme lag damit bei insgesamt 55 044,00 €.

Im Jahre 2003 lag die Fördersumme für Kleinprojekte mit 25 980,00 € in der gleichen Größenordnung wie in den Jahren 2002 und 2004, für die 13 Großprojekte wurden jedoch 59 459,00 € bewilligt, wovon allerdings 30 000,00 € auf die Förderung von Veranstaltungen anlässlich des Liebigjahres fielen. Diese zusätzlichen 30 000,00 € konnten finanziert werden, da auf dieses Ereignis hin bereits in den Vorjahren planmäßig Rückstellungen erfolgt worden waren.



Meine sehr geehrten Damen und Herren, eine Fördersumme zwischen 50 000 und 60 000 € pro Jahr ist der Betrag, den die Gießener Hochschulgesellschaft verkraften kann, ohne ihr Anlagevermögen angreifen zu müssen. Ziel des Vorstandes ist es, dieses Anlagevermögen zu erhalten, da mehr als 50% unseres verfügbaren Ausgabenvolumens sich aus den daraus resultierenden Zinserträgen ergeben. Dass hier bei abnehmendem Zinsniveau und gesunkenen Renditen die Decke enger wird, ist eine Tatsache, die wir leider zur Kenntnis nehmen müssen. Im Hinblick darauf wächst die Bedeutung der Einnahmen, die sich aus den Mitgliedsbeiträgen ergeben.

Ich bin deshalb froh, dass wir im Berichtsjahr die Anzahl der Mitglieder nicht nur konstant halten, sondern sogar eine kleine Steigerung erreichen konnten. Wir verloren sieben Mitglieder durch Austritt und vier durch Tod. Dem stehen 28 Neueintritte gegenüber. Daraus ergibt sich, dass der Gießener Hochschulgesellschaft derzeit 610 Einzelmitglieder sowie 69 juristische Mitglieder angehören. Im laufenden Jahr halten sich Austritte und Zugänge bisher die Waage. Ich hoffe, dass sich dies noch ändert, denn dies würde Stagnation bedeuten. Ich appelliere deshalb erneut an alle Mitglieder, insbesondere an Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, die Sie an der heutigen Mitgliederversammlung teilnehmen, zu versuchen, in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis für unsere Gesellschaft zu werben. Beitrittserklärungen können von unserer Homepage herunter geladen werden, der neue Folder, der ebenfalls eine Beitrittserklärung enthält, befindet sich derzeit im Druck.

Dieser Folder soll die Aufmerksamkeit auf uns lenken, werben wollen wir jedoch mit unseren Zielen und Taten. Lassen Sie mich deshalb nochmals kurz auf einige Fördermaßnahmen im Berichtsjahr eingehen.

An erster Stelle der Großprojekte rangierte die Ausstattung des Biochemischen Praktikums für Studierende der Veterinärmedizin, wobei mit der noch in diesem Jahr erfolgten zusätzlichen Zuwendung insgesamt 13 000 € bereitgestellt wurden. Davon wurden 8000 € aus regulären Mitteln der Gießener Hochschulgesellschaft verfügbar gemacht, weitere 5000 € ergaben sich durch zusätzliche, zweckgebundene Spenden. Ich bedanke mich bei all denjenigen, die auf meine Spendenaufrufe positiv reagiert und dadurch ermöglicht hatten, zumindest punktuell einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der studentischen Ausbildung zu leisten.

Mit 2000 € wurde die Hochschuldidaktische Weiterbildung gefördert. Dieses Weiterbildungsangebot zielt vor allem auf den wissenschaftlichen Nachwuchs ab, der in die Lage versetzt werden soll, den Lehrstoff nicht nur vom Inhalt her, sondern auch von der Art der Präsentation attraktiv zu gestalten. Verbunden ist dies mit einer persönlichen Qualifizierung in der Lehre. Mit über 2000 € wurde im Berichtsjahr das unter der Leitung von Frau Universitätsmusikdirektorin Schön stehende Universitätsorchester gefördert. Mit dieser Förderung werden wir dem in §1 unserer Satzung festgeschriebenen Ziel gerecht, die Verbindung zwischen der Universität und dem praktischen Leben zu fördern. Nicht alle, aber die meisten Mitglieder des Orchesters sind Studierende unserer Universität. Durch die Mitarbeit im Orchester erhalten sie eine nachhaltige Förderung. Das Orchester selbst trägt den Namen unserer Universität hinaus in Stadt, Land und die weite Welt; kann es etwas Schöneres für uns geben, als wenn man den Namen „Justus-Liebig-Universität Gießen“ mit einem guten Klang verbindet? Bei der Verabschiedung von Frau Schön hatte ich ihr im Namen der Hochschulgesellschaft gedankt für viele schöne Stunden, die sie uns und der hiesigen Bevölkerung mit ihren Konzerten geschenkt hat. Es ist unsere Absicht, im Rahmen unserer Möglichkeiten das Orchester weiter zu unterstützen.

Bei den so genannten Kleinprojekten, d. h. Bewilligungen unter 1000 €, fällt auf, dass offensichtlich ein großer Bedarf für die Unterstützung von wissenschaftlichen Kolloquien und Kleinkonferenzen besteht; 17 solcher Veranstaltungen, die von hiesigen Wissenschaftlern thematisiert, organisiert und an der Justus-Liebig-Universität Gießen – teilweise flankierend zu DFG-geförderten Projekten – durchgeführt wurden, erfuhren eine Förderung. Die Zuwendungen durch die Gießener Hochschulgesellschaft stellen dabei i. d. R. eine wichtige Zusatzfinanzierung dar, ohne die die Veranstaltungen nicht in der geplanten Form ablaufen können. Solche Veranstaltungen sind essentiell im akademischen Leben, sie dienen u. a. der Schulung des wissenschaftlichen Nachwuchses, dem Gedankenaustausch und der Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Ich bin daher überzeugt, dass unsere Mittel – auch wenn nur eine Zusatzfinanzierung erfolgt ist – wirkungsvoll und zielgerichtet eingesetzt wurden.

Auch das Institut für Angewandte Theaterwissenschaften und die von den dortigen Studierenden inszenierten unterschiedlichen Veranstaltungen werden immer wieder durch die Gießener Hochschulgesellschaft unterstützt. Die Gießener Theaterwissenschaften genießen einen hervorragenden internationalen Ruf, die Gießener Hochschulgesellschaft möchte das Ihre zur Erhaltung dieses Rufes beitragen.

Ein letzter Punkt, den ich in diesem Zusammenhang ansprechen möchte, sind die durch die Gießener Hochschulgesellschaft bereitgestellten Promotionspreise. Diese stellen keine Förderung, sondern eine Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen dar. Solche Anerkennungen haben einen hohen Stellenwert; sie eröffnen den ausgezeichneten jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bessere berufliche Chancen, aber auch auf die auszeichnende Universität fällt i. d. R. etwas von dem Glanz der Ausgezeichneten ab.

Leider können wir nicht allen an uns herangetragenen Wünschen nachkommen. Aus operativen Erwägungen werden daher auswärtige Aktivitäten Gießener Wissenschaftler grundsätzlich nicht gefördert. Auch besondere Förderprogramme, z. B. durch Bereitstellung eines

oder mehrerer Stipendien für hochbegabte Nachwuchswissenschaftler, können mangels ausreichender Finanzmittel nicht auf den Weg gebracht werden.

Wir sollten uns aber mit diesem Zustand nicht zufrieden geben. Es ist schön, wenn alles so weiter läuft wie bisher und wenn der Ist-Zustand gehalten werden kann. Unser Ziel muss es aber sein, besser und schlagkräftiger zu werden! Bereits auf der letztjährigen Mitgliederversammlung hatte ich dies angesprochen und es als erstrebenswert dargestellt, wenn die Gießener Hochschulgesellschaft in dem einen oder anderen Fall auch bei Neuberufungen unterstützend zur Seite stehen könnte und wenn sie in der Lage wäre, sich an essentiellen Reinvestitionen zu beteiligen.

Diese Ziele stehen derzeit noch in weiter Ferne. Um sie zu erreichen, d. h. um über mehr Fördermittel zu verfügen, bedarf es einer Erhöhung unserer Mitgliederzahl und eines vermehrten Spendenaufkommens. Wie aber soll das bewerkstelligt werden? Einen Weg sehe ich darin, dass wir uns an jene Mitbürger wenden, die mit uns einer Meinung sind, dass die Justus-Liebig-Universität Gießen als eine Ausbildungsstelle von internationalem Rang und als bedeutender wirtschaftlicher Faktor für den mittelhessischen Raum in jeder Hinsicht gefördert werden muss. Hier sind wir alle gefordert, aktiv zu werden und die Belange der Gießener Hochschulgesellschaft und damit die der Justus-Liebig-Universität Gießen nachhaltig in der Öffentlichkeit zu vertreten.

Ich bin deshalb dem Präsidenten unseres Verwaltungsrates, Herrn Dr. Maaß, sehr dankbar, dass im Gießener Anzeiger in der Ausgabe vom 24. Juni 2005 unter der Rubrik „Vereine machen Zeitung“ und dem Titel „Die Hochschulgesellschaft als Förderer der Universität“ über die Gießener Hochschulgesellschaft und ihre Aktivitäten berichtet wurde. Ich hoffe auf ein gutes Echo, ein Echo, das Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, verstärken können, indem auch Sie in der Öffentlichkeit Ihrer Überzeugung Ausdruck verleihen, dass es geradezu eine moralische Verpflichtung ist, sich unserem Freundeskreis anzuschließen und die Justus-Liebig-Universität zu unterstützen.

Lassen Sie mich nochmals kurz auf unsere Mitglieder eingehen. In unserer Mitgliedsliste ist das Geburtsdatum nicht vermerkt; es ist jedoch offensichtlich, dass sich ein Großteil unserer Mitglieder bereits im Ruhestand befindet und einen Ortswechsel vollzogen hat. Mit der Einladung zur heutigen Sitzung haben wir daher auch nach der Richtigkeit der uns bekannten Adressen gefragt. Der Rücklauf war gut. Einige Mitglieder teilten auch mit, warum sie nicht an der heutigen Versammlung teilnehmen konnten. Da waren zum Teil Hinweise auf Termine, vielfach aber auch solche auf das hohe Alter und die daraus resultierenden gesundheitlichen Probleme. Die gerade aus diesen Mitteilungen ersichtliche Verbundenheit mit unserer Gesellschaft und damit auch mit der Justus-Liebig-Universität Gießen hat mich nicht nur sehr gefreut, sondern im positiven Sinne auch betroffen gemacht. Dies ist ein Zeugnis wider den Zeitgeist des Utilitarismus, und ich bekenne meinen hohen Respekt vor diesen Mitgliedern.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie mich abschließend noch darauf hinweisen, dass die Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Verwaltungsrat auch im vergangenen Jahr hervorragend war. An den meisten Sitzungen des Vorstandes haben der Präsident des Verwaltungsrates, Herr Dr. Maaß, und der Präsident der Justus-Liebig-Universität, Herr Prof. Dr. Hormuth, teilgenommen.

Unter Punkt 9 der heutigen Tagesordnung sind Neuwahlen des Vorstandes angekündigt. Wählen können, müssen aber nicht unbedingt neue Personen und Gesichter bedeuten. Nach meinen bisherigen Erfahrungen haben sich die Wahlen zum Vorstand und Verwaltungsrat der Gießener Hochschulgesellschaft durch eine hohe Kontinuität im Hinblick auf die Gewählten ausgezeichnet. In diesem Jahr wird es aber unausweichlich einen Wechsel bei den Mitgliedern des Vorstandes geben. So hat zu meinem großen Bedauern Herr Behrens als Vertreter der Wirtschaft im Vorstand kategorisch erklärt, in diesem Jahr für eine Kandidatur nicht mehr zur Verfügung zu stehen. Herr Behrens ist seit mehr als 10 Jahren Mitglied im Vorstand der Gießener Hochschulgesellschaft. Sein Entschluss, nicht mehr zu

kandidieren, basiert auf einer Fülle nachvollziehbarer, guter Gründe. Persönlich habe ich die Zusammenarbeit mit Herrn Behrens stets als eine Bereicherung empfunden. Ich möchte ihm daher für sein außerordentliches Engagement im Namen des Vorstandes sowie im Namen der Gießener Hochschulgesellschaft danken. Herr Behrens ist seinem Amt mit Engagement, ja man könnte sogar sagen mit Leidenschaft, nachgekommen. Sein Beitrag „Stadt, Studierende und ein Szenario“ in Heft 37 der Gießener Universitätsblätter lässt dieses Engagement erkennen und welche Bedeutung Herr Behrens der Justus-Liebig-Universität Gießen als Wirtschaftsfaktor im mittelhessischen Raum beimisst. Sein Bestreben, die Beziehung zwischen der Universität, der Stadt und der mittelhessischen Wirtschaft zu festigen und zu verbessern, hat Früchte getragen.

Ein weiteres Mitglied im Vorstand, Herr Prof. Hannes Neumann, hat diesen bereits verlassen. Als konstitutives Mitglied war Prof. Neumann in seiner Funktion als erster Vizepräsident der Universität seit 1999 im Vorstand tätig und – dies ist ein Novum in der neueren Gießener Universitätsgeschichte – dies über zwei Amtsperioden hinweg. Eine konstitutive Mitgliedschaft heißt nicht immer, dass man den daraus resultierenden Aufgaben mit Begeisterung nachkommt. Bei Herrn Kollegen Neumann war dies nicht der Fall. Auch er ist mit großem Engagement seinen Aufgaben im Vorstand nachgekommen, sein Rat war stets gefragt, auch er hat sich um die Gießener Hochschulgesellschaft verdient gemacht. Auch Ihnen, lieber Herr Neumann, gilt mein persönlicher Dank und der der Gießener Hochschulgesellschaft. Da die Mitgliedschaft des 1. Vizepräsidenten im Vorstand der Gießener Hochschulgesellschaft

konstitutiv ist, stehen Wahlen dazu nicht an. Die Nachfolge von Prof. Neumann im Vorstand hat Prof. Dr. phil. Joachim Stiensmeier-Pelster angetreten. Er hat heute an seiner ersten Vorstandssitzung teilgenommen. Ich möchte ihn nochmals sehr herzlich begrüßen und wünsche ihm viel Erfolg und Freude bei seinem Engagement für die Gießener Hochschulgesellschaft.

Neben den Herren Behrens und Neumann wird ein weiteres Mitglied des Vorstandes ausscheiden. Herr Prof. Dr. Glowalla, der im vergangenen Jahr zum Schriftführer gewählt worden war, hat mitgeteilt, dass er für dieses Amt nicht mehr zur Verfügung steht. Natürlich bedauere ich diesen Schritt, zumal Herr Glowalla auf der letztjährigen Sitzung der Wunschkandidat des Vorstandes war und er sich hervorragend in das Amt des Schriftführers eingearbeitet hat; äußeres Zeichen dafür ist die Qualität der letzten Ausgabe der Gießener Universitätsblätter. Mit seiner Wahl zum Schriftführer hatte Herr Glowalla als Medienfachmann auch die Pflege der Homepage übernommen, wir waren seither „up to date“. Der Grund, weshalb Prof. Glowalla in diesem Jahr nicht mehr kandidieren kann, ergibt sich aus der Fülle der auf ihn zukommenden Aufgaben. Auch Ihnen, Herr Glowalla, gilt mein persönlicher Dank und der der Gießener Hochschulgesellschaft; wir hoffen weiterhin auf Ihren Rat und Ihre Mitarbeit. Meine sehr geehrten Damen und Herren, auch Ihnen gilt mein Dank für Ihr Kommen. Ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns spätestens bei der nächsten Mitgliederversammlung wieder treffen würden.

Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann
Vorstandsvorsitzender
der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

400 Jahre Universität Gießen im Jahr 2007

Die Universität in Gießen wurde im Jahr 1607 als Landesuniversität von Hessen-Darmstadt gegründet und ist seither die einzige Universität des heutigen Bundeslandes Hessen, die kontinuierlich hessische Landeshochschule war. Die Gründung beruht auf der Verleihung der Privilegien durch Urkunde Kaiser Rudolfs II., datiert vom 19. Mai 1607. Zum Herbst 1607 wurde der universitäre Lehrbetrieb aufgenommen.

Das Jubiläum der Universität in Gießen ist damit ein Ereignis von landesgeschichtlicher Bedeutung. Über 400 Jahre wurden die „Landeskin-der“, die Theologen für den Kirchendienst und die Beamten für die landesherrliche Verwaltung hier ausgebildet. Hierzu gehört auch die spätere Errichtung der Ökonomischen Fakultät, deren Nachfolgefächer, darunter die Veterinärmedizin und Agrarwissenschaft, heute noch das einzigartige Profil der Universität prägen.

Eckpunkte der Jubiläumsfeierlichkeiten

Der Tag der Unterzeichnung der Urkunde und die Aufnahme des Lehrbetriebs kennzeichnen auch die beiden Eckpunkte der geplanten Jubiläumsfeierlichkeiten, die sowohl die landesgeschichtliche Bedeutung der Universität als auch das einmalige Fächerprofil, über das die Justus-Liebig-Universität heute verfügt, widerspiegeln sollen.

Mit einem Fest der Wissenschaft und Forschung wird die Gründung der Universität gefeiert: Am 19. Mai 2007 wird ein Festakt mit inszenatorischer Gestaltung in der Aula des Universitätshauptgebäudes stattfinden – umrahmt von einem Wissenschaftsfestival an diesem Mai-Wochenende in Kooperation mit Stadt und weiteren Partnern. Dabei soll die sinnliche Präsentation von Wissenschaft und Forschung im Mittelpunkt stehen und sich die Universität zur Stadt und ihren Bürgern öffnen

– ganz Gießen feiert den 400. Geburtstag seiner Universität.

Den zweiten Eckpunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten bildet die 400-jährige Wiederkehr der Aufnahme des Lehrbetriebs zu Beginn des Wintersemesters 2007/2008, wobei die Studierenden und die Lehre im Mittelpunkt stehen mit einer Reihe von Ereignissen, die sich auch an die Familien der Studierenden und die Gießener Bevölkerung richten.

Diese beiden konzeptionellen Säulen im Frühjahr und im Herbst bilden den Rahmen für einen Gesamtspielplan für 2007, dessen Programm im Laufe des Jahres 2006 entwickelt wird. Als Beitrag und Kommentar zum 400. Geburtstag der Universität werden Projekte der verschiedenen Fachbereiche und der Studierenden entstehen und in die Gesamtdramaturgie der Jubiläumsfeierlichkeiten integriert. Dafür ist ein „Jubiläumsförderfonds“ eingerichtet worden, der dem Zweck dienen soll, die Fachbereiche und zentralen Einrichtungen bei der Entwicklung von Beiträgen und Projekten zum 400-jährigen Universitätsjubiläum zu unterstützen.

Ebenso sind auch Gießener Akteure aus Kultur, Wirtschaft und Bevölkerung eingeladen, sich an den Jubiläumsfeierlichkeiten zu beteiligen.

Historische Bearbeitung des Jubiläums

Die historische Bearbeitung des Jubiläums soll sich zwei Hauptthemen widmen. Die Periode vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges konnte zum 375. Jubiläum im Jahr 1982 noch nicht in geeigneter Weise aufbereitet werden, obwohl natürlich die Zeit des Nationalsozialismus bereits in verschiedener Hinsicht Beachtung fand. So war die Justus-Liebig-Universität eine der ersten in Deutschland, die die Entziehungen von Doktorgraden im Dritten Reich zurücknahm. Das Ju-

biläum soll jedoch Anlass zu einer umfassenderen Sicht dieser Periode werden. Der zweite Gesichtspunkt soll die Wiedererhebung in den Universitätsrang im Jahr 1957 sein. Zu dieser Zeit galt die Justus-Liebig-Universität als Reformuniversität. Zu fragen ist, welche Ansprüche sich damit verbanden, wie diese umgesetzt werden konnten, und was dies für unsere heutige Zeit und die heutigen Ansprüche der JLU an sich bedeutet.

Zur Darstellung der Geschichte der Universität sind Ausstellungen und Buchveröffentlichungen geplant, in deren Mittelpunkt ein repräsentativer Band zur Geschichte und Gegenwart der Universität stehen wird, der eine breite Öffentlichkeit ansprechen soll. Der historischen Aufarbeitung dieser Perioden der Universitätsgeschichte dienen wissenschaftliche Projekte und Symposien. So ist schon für Herbst 2006 eine Tagung zur Geschichte der Universität Gießen im 20. Jahrhundert geplant. Eine weitere Tagung im Juni 2007 mit dem Titel „Die Universität Gießen als hessische Landesuniversität – von der Gelehrten- zur Forschungsuniversität“ thematisiert den Zeitraum vom 17.–19. Jahrhundert. Darüber hinaus sind zwei Ausstellungen geplant – zum einen über die Gründungssituation von 1607 und zum anderen zur Entwicklung der Universität Gießen nach 1945. Am Institut für Geschichte der Medizin werden zwei Forschungsbände entstehen. Einer der Bände geht aus dem Projekt „Die medizinische Fakultät Gießen im Nationalsozialismus“ hervor, der zweite Band wird Aufsätze zur Gesamtgeschichte der medizinischen Fakultät versammeln. Außerdem werden noch eine Ausstellung und ein öffentlichkeitswirksamer und repräsentativer Band zur Geschichte der Medizin in Gießen geplant.

Universität als Gastgeber

2007 wird Universität und Stadt Gießen Gastgeber für die Wissenschaft: So sind unter anderem die Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), die Jahrestagung der „Santandergruppe“ (ein europäisches Netzwerk von 45 Universitäten), die Jahrestagung der Universitätskanzler oder ein internationales Stipendiatentreffen des DAAD mit über 500

jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aus aller Welt zu Gast in Gießen. Darüber hinaus werden noch viele weitere wissenschaftliche Kongresse und Symposien an der JLU anlässlich des Jubiläums stattfinden.

Der Gesamtspielplan im Jubiläumsjahr wird mit dem akademischen Festakt Ende November 2007 ausklingen.

Geburtstagsgeschenke für unsere Universität

Aus Anlass des 400. Geburtstags der Universität Gießen soll ab Mai 2006 eine Spendenaktion gestartet werden, die sich ausschließlich und nachhaltig auf die Unterstützung der Qualität von Lehre und Studium konzentrieren soll. Die JLU möchte gemeinsam mit den Fachbereichen konkrete Einzelprojekte benennen und anbieten, um deren Unterstützung geworben wird, und mit denen sich potentielle Spender identifizieren können. Diese Projekte können völlig unterschiedliche Größenordnungen haben – der Ankauf von Lehrbüchern kann unterstützt werden ebenso wie die Renovierung und technische Ausstattung eines Hörsaals oder etwa auch ein Lehrauftrag. Im Falle des Lehrbuchs kann ein Exlibris auf den Spender aufmerksam machen; ein Hörsaal könnte über einen bestimmten Zeitraum nach dem Spender benannt werden.

Die Spendenaktion soll am 19. Mai 2006 der Öffentlichkeit vorgestellt werden und dann bis zum Beginn des Wintersemesters 2007/2008, d. h. bis zur 400. Wiederkehr der Aufnahme des Lehrbetriebs, laufen, wobei die Anwerbung von Großprojekten schon zum Festakt zum 400. Geburtstag der Universität am 19. Mai 2007 abgeschlossen sein sollte.

Während der Laufzeit der Aktion sollen regelmäßig über Presse und die zentrale Homepage des Universitätsjubiläums neue Projekte der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Dabei kann auch laufend überprüft werden, welche Art von Projekten attraktiv sind und welche nicht.

Wissen schafft Stadt

Das Universitätsjubiläum im Jahr 2007 ist ein Anlass, den es herausragend zu feiern gilt ge-

meinsam mit Akteuren aus Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur, Politik und Bevölkerung, um das innovative Potenzial der Stadt Gießen als Wissenschaftsstandort überregional und öffentlichkeitswirksam herauszustellen.

Durch Universität und Wissenschaft hat sich Gießen entwickelt – denn Wissen schafft Stadt – ein Motto für ganz Gießen: Nächstes Jahr wird nicht nur der 400. Geburtstag der Universität gefeiert, auch das Stadttheater Gießen feiert

den 100. und das Mathematikum den 5. Geburtstag. Diese drei Ereignisse sind für Gießen sowohl im historischen Rückblick als auch mit Blick in die Zukunft profilgebende Bestandteile und identitätsstiftende Anlässe zugleich. Die Gleichzeitigkeit dieser Jubiläen legt eine Akzentuierung von Aktivitäten an den Schnittstellen von Wissenschaft, Kultur und innovativen Vermittlungskonzepten nahe – fordert interdisziplinäre Ansätze geradezu heraus.

Blick ins Gehirn: Wie Emotionen entstehen

In unserem alltäglichen Leben und Sprachgebrauch zählen Emotionen zu den eher unerwünschten Eigenschaften. Überlegtes und rational abgewogenes Verhalten und Urteilen ist das, was wir bevorzugen. Und dennoch: zu unserer Lebenswirklichkeit gehören Emotionen wie die Luft zum Atmen. Es sind Handlungsdispositionen, die eng mit unserem Verhalten verknüpft sind und mitbestimmen, in welcher Weise wir handeln. Noch mehr: es sind Frühwarnsysteme, die, wenn sie fehlen, bedrohliche Zustände und soziale Komplikationen zur Folge haben können. Die folgende Abbildung (Abb. 1) gibt einen Überblick über die verschiedenen Emotionen, deren Auslöser und Funktionen, wie wir sie aus Untersuchungen am Tier und am Menschen kennen.

Einige Grundannahmen

Die heute gültigen, biologisch orientierten Emotionstheorien gehen von einigen wenigen Grundannahmen aus. Sie alle betonen – ohne Ausnahme – den evolutionsbiologischen Ursprung von Emotionen sowie deren Verankerung in spezifischen Hirnstrukturen und physiologischen Prozessen. Es sind Vorgänge, die den Organismus darauf vorbereiten, mit seiner Umwelt in einer effizienten Weise zu interagieren. Die Grenzen zwischen Motivation und Emotion verschwimmen dabei zwangsläufig, obwohl sich, nach herkömmlicher Betrachtung, Motivation als Aktivitätstendenz beschreiben lässt, die vorwiegend durch

innere Reize (z. B. Hunger, Durst, sexuelle Lust) hervorgerufen wird, während Emotionen oft auf *äußere* Reize hin entstehen. Die Qualität aber, die beiden gemeinsam ist, lässt sich auf der Dimension von Annäherung–Vermeidung beschreiben. Sie reicht von der Bereitschaft oder sogar dem Drang, eine Situation aufzusuchen, bis hin zu Flucht- und Vermeidungsverhalten, das garantiert, dass dem Organismus kein Schaden entsteht. Emotionen erlauben – und darin liegt ihre grundlegende biologisch adaptive Funktion – eine flexible Nutzung von Ressourcen aus der Umwelt, und zwar im Hinblick auf individuelle Zielsetzungen sowie auf der Grundlage bisheriger Erfahrungen. Es besteht außerdem Einigkeit darüber, dass die an Emotionen beteiligten neuronalen Schaltkreise (s.u.) eine äußerst rasche Informationsverarbeitung von äußeren Reizen und Gefahrenquellen erlauben (im unteren Millisekundenbereich) und somit eine schnelle Verhaltensantwort garantieren. Dass diese sehr frühen Prozesse unbewusst ablaufen, bedeutet aber nicht, dass Emotionen „unbewusst“ bleiben müssen. Erst

Subjektive Ausdrucksweise	Verhaltensbeschreibung	Funktionale Beschreibung
Angst, Schrecken	Sich zurückziehen, entkommen	Beschützen
Ärger, Wut	Angreifen, beißen	Zerstören
Freude, Entzücken	Sich paaren, Besitz ergreifen	Reproduktion
Traurigkeit, Kummer	Weinen	Reintegration
Bestätigung, Vertrauen	Sich binden, pflegen	Vereinigung, dazugehören
Abscheu, Ekel	Erbrechen, defäzieren	Ablehnung
Erwartung	Prüfen	Erkundigung
Überraschung, Erstaunen	Innehalten, erstarren	Orientierung

Abb. 1: Beispiele für die Verschiedenartigkeit von Emotionen und der Beschreibungsebenen (verbaler Bericht, Verhalten, Funktion).

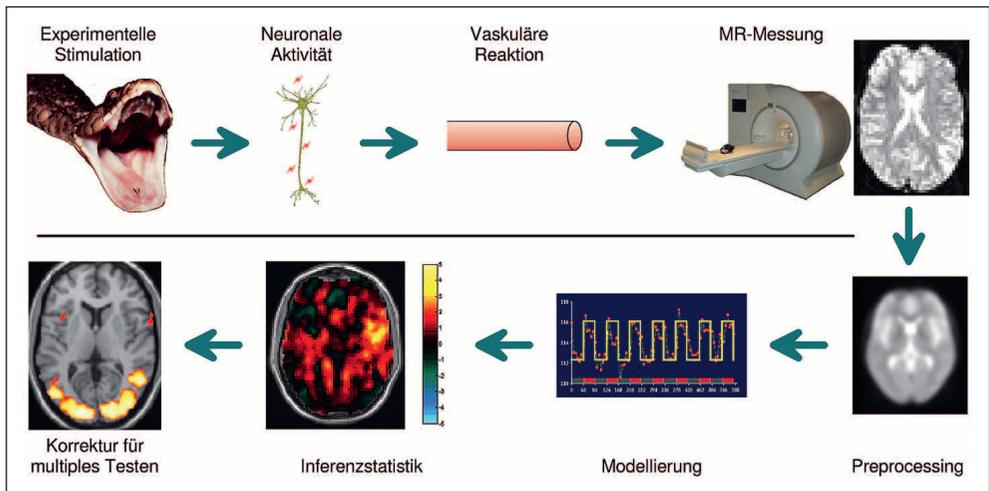


Abb. 2: Schema der Untersuchung von Emotionen mit funktioneller MRT – Die emotionalen Reize (hier: eine Schlange) führen zu neuronaler Aktivität, die mit MRT messbare vaskuläre Reaktionen hervorruft. Die vom MRT-Scanner in Abständen von wenigen Sekunden gelieferten Hirnbilder durchlaufen nach dem Experiment eine Phase des so genannten Preprocessing (z.B. zur Korrektur von Bewegungsartefakten). Anschließend werden die Zeitreihen jedes Voxels (Volumenelement) mit Hilfe linearer Regression modelliert und die Parameter auf Signifikanz getestet. Eine Korrektur der Inflation des Fehlers I. Art durch multiples Testen schließt die Auswertung ab.

dann, wenn später (im oberen Millisekundenbereich) neokortikale Strukturen, wie z. B. die Großhirnrinde, am emotionalen Geschehen mitwirken, kommt Bewusstheit zustande, erst dann kann sprachlich beschrieben werden, was gerade erlebt wurde. Ob Emotionen wahrgenommen werden oder nicht, ist also im wesentlichen eine Frage der Zeit.

Methoden der Emotionsforschung

Die Erforschung von Emotionen am Menschen bedient sich verschiedener Methoden, die den drei Ebenen der Manifestation von emotionalen Reaktionen zuzuordnen sind:

- a) *Subjektive Erlebnis-Ebene*: verbaler Bericht über emotionales Erleben (z.B. Fragebogendaten über Form und Ausmaß von Angst, Ekel oder sexueller Erregung)
- b) *Verhaltens-Ebene*: Fluchtendenzen oder Vermeiden einer gefährlichen Situation, mimische Reaktionen
- c) *Physiologische Ebene*: peripher-physiologische (z. B. erhöhter Blutdruck und Pulsschlag, Schweißausbrüche, Atemnot), neuroendokrine (z. B. Noradrenalinausschüttung) und zen-

tralnervöse (z. B. erhöhter Schreckreflex, desynchronisierte elektrokortikale Aktivität) Reaktionen.

Diese Messmethoden geben allerdings nur einen indirekten Einblick in die emotionalen Prozesse und ihre Komponenten. Erst in den letzten zehn Jahren hat sich eine Wissenschaftsdisziplin herausgebildet, die den Namen „emotional neuroscience“ trägt und die sich ausschließlich mit den funktionellen und strukturellen Hirnprozessen beschäftigt, die am emotionalen Geschehen beteiligt sind. Eine der wichtigsten und aussagekräftigsten Methoden ist die funktionelle Magnetresonanztomographie (MRT), die so genannte Landkarten von umschriebenen Hirnarealen liefert, die während emotionaler Prozesse aktiviert sind (Abb. 2). Dieses bildgebende Verfahren beruht auf dem Prinzip der neuro-vaskulären Kopplung. Darunter versteht man die kurzfristige Veränderung der Blutverteilung (Blutvolumen und Blutfluss) in bestimmten Hirnregionen, wenn dort die neuronale Aktivität zunimmt: je stärker also die neuronale Aktivität ist (z. B. aufgrund gesteigerter Angst, Entscheidungsunsicherheit, sexueller Erregung), umso größer ist auch der Anteil

an mit Sauerstoff angereicherterem Blut und umso stärker fällt das Signal (die so genannte "Blood-Oxygen-Level-Dependent (BOLD)-Reaktion") aus (Einzelheiten zur Methode bei Jäncke, 2005). Sie gibt indirekten Aufschluss über jene Hirnregionen, die an emotionalen Prozessen beteiligt sind. Ein Vorteil dieser Methode ist, dass sie auch Prozesse in tiefer gelegenen Hirnstrukturen (im Unterschied z. B. zum Elektroenzephalogramm) erfassen kann und keine Strahlenbelastung der Untersuchungsteilnehmer durch radioaktiv markierte Substanzen (wie z. B. bei der Positron-Emissions-Tomographie) stattfindet. Dem hohen räumlichen Auflösungsvermögen (erfasst werden Hirnvolumina von 2 mm Kantenlänge) des Verfahrens steht seine geringe zeitliche Auflösung (maximale BOLD-Reaktion erst etwa 5 Sekunden nach Reizbeginn) gegenüber. Neuere Entwicklungen in unserem Institut erlauben mittlerweile eine nahezu verzögerungsfreie Registrierung der BOLD-Reaktion, wodurch es möglich ist, den Untersuchungsteilnehmern ein unmittelbares Feedback über die Aktivierung bestimmter Hirnregionen zu geben (so genanntes Neuro-Feedback).

Welche Hirnregionen an der Verarbeitung von Emotionen beteiligt sind, sollen zwei Beispiele

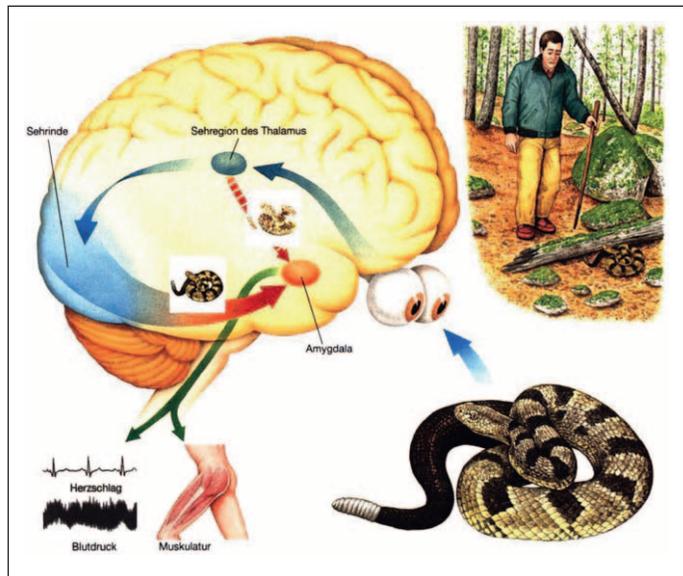
verdeutlichen: zum einen die *negativen* Emotionen Furcht/Angst und Ekel und zum anderen die *positiven* Emotionen, wie sie bei der Betrachtung von sexuell erregendem Material auftreten.

Angst und Ekel

Furcht einflößende oder Angst auslösende Situationen werden von zwei Systemen im Gehirn verarbeitet: einem rasch und ungenau arbeitenden und einem langsamer, dafür aber genauer arbeitenden System; letzteres ist auch an der bewussten Wahrnehmung beteiligt. Diese Vorgänge illustriert – sehr vereinfacht – folgende Darstellung (Abb. 3).

Eine zentrale Schaltstelle im Gehirn sind die Mandelkerne (Amygdala). Hier wird in Millisekunden-Geschwindigkeit entschieden, ob ein Reiz für den Organismus schädlich oder von Vorteil ist (Valenz-Dimension des Reizes). Die zentral gelegenen Kerngebiete der Amygdala haben Verbindungen zu zahlreichen anderen Zielstrukturen im Gehirn, von wo aus jene Hirnregionen angesteuert werden, die dafür verantwortlich sind, dass die uns allen bekannten körperlichen Anzeichen einer Angstreaktion in Gang gesetzt werden (Abb. 4). Auf diesem

Abb. 3: Illustration der Hirnfunktionen, die angeregt werden, wenn ein Mensch im Wald plötzlich auf eine (gefährliche) Schlange trifft. Die Reaktionen, wie z.B. Anstieg von Herzrhythmus, Muskelkontraktionen, werden schnell und stereotyp über die Thalamus-Amygdala-Verbindungen und langsamer über die kortikalen Verbindungen von der Sehrinde zur Amygdala hervorgerufen. Die sensorischen Informationen vom Thalamus direkt zur Amygdala sind schemenhaft und auf die biologische Relevanz reduziert (s. grobe Konturen der Schlange), die vom Kortex zur Amygdala dagegen genau und elaboriert (s. scharfe Konturen der Schlange) (modifiziert nach LeDoux, 1995).



Wege wird gewährleistet, dass der Organismus Energiereserven mobilisiert, die für raschen Angriff oder für Flucht nötig sind.

Eine wichtige Rolle spielt die Amygdala vor allem dann, wenn eine Furchtreaktion auf einen Gefahrenreiz hin gelernt werden muss (nach dem Prinzip des Pawlow'schen Konditionierens). Patienten, denen die Amygdala beidseitig entfernt wurde (z.B. wegen eines Tumors oder eines hartnäckigen Epilepsie-Fokus), sind danach nicht mehr in der Lage, eine Assoziation zwischen einem neutralen Reiz (Warnsignal) und dem aversiven Reiz (Gefahrenquelle) herzustellen.

Neben diesem schnellen Reaktionssystem gibt es noch ein anderes, das gleichzeitig für eine elaboriertere Reizverarbeitung sorgt. Hierzu zählt die Sehrinde im okzipitalen Kortex und der in tiefere Strukturen eingebettete Hippokampus, in dem Gedächtnisinhalte gespeichert sind, die nun abgerufen und mit der gegenwärtigen akuten Gefahrensituation verglichen werden. Erst wenn diese Hirnstrukturen aktiviert werden, kann es zu einer bewussten Wahrnehmung und Verarbeitung einer Gefahrensituation kommen. Während die Aktivierung der Amygdala rasch nachlässt, sobald eine erste Bewertung der Si-

tuation stattgefunden hat – man spricht in diesem Falle von Habituation – sind an der Reizverarbeitung außerdem noch Teile des Stirnhirns beteiligt, insbesondere der orbitofrontale Kortex und das anteriore Cingulum (Abb. 5).

Hier laufen Prozesse ab, die

- a) mit der erneuten Bewertung des Reizes im Hinblick auf seine positiven und negativen Konsequenzen (Verstärkungsqualitäten) und
- b) mit dem motorischen Reaktionsprogramm (Annäherung oder Vermeidung) zu tun haben, das in Gang gesetzt werden muss und dessen voraussichtliches Resultat von Vorteil für den Organismus sein sollte.

Mit großer Wahrscheinlichkeit wirken diese prospektiven Stirnhirnprozesse über Feedbackschleifen zurück auf die primären sensorischen Areale der Sehrinde im okzipitalen Kortex, wo sie zu einer zusätzlichen Aktivierung führen. Sie wiederum erlaubt eine Erweiterung und Präzisierung des Wahrnehmungsfeldes, aus dem die bedrohlichen Reize stammen.

Welche Hirnprozesse bei Emotionen ablaufen, lässt sich sehr gut an Patienten mit Angststörungen studieren. An Patientinnen mit einer Spinnenphobie (Prävalenz: 5,6%) fanden wir beispielsweise, dass es bei der Konfrontation

mit dem phobischen Objekt zu einer deutlichen Aktivierung in der Sehrinde, in der Amygdala, im Hippokampus und im seitlichen Stirnhirnbereich (dorsolateraler präfrontaler Kortex) kommt. Im Unterschied zu gesunden Kontrollpersonen waren die Patientinnen auch ekelempfindlicher und ängstlicher, was sich in einer erhöhten Aktivierung der Amygdala widerspiegelte und erneut zeigt, dass dieses Kerngebiet eine wichtige Rolle bei der primären „Bewertung“ von emotionsinduzierenden Reizen spielt (Schenle et al., 2005). Nach einer Behandlung mit einer Ver-

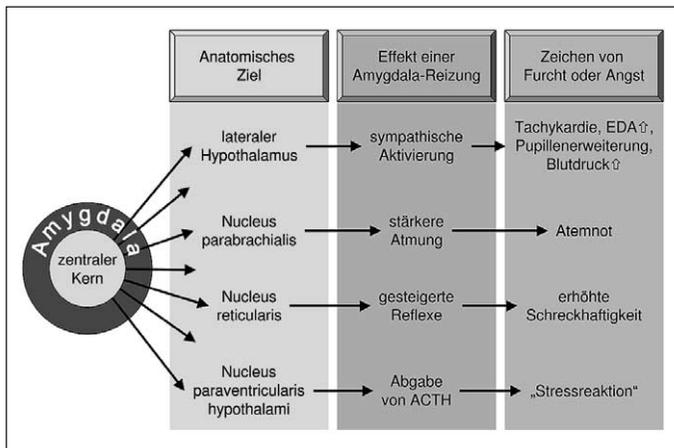
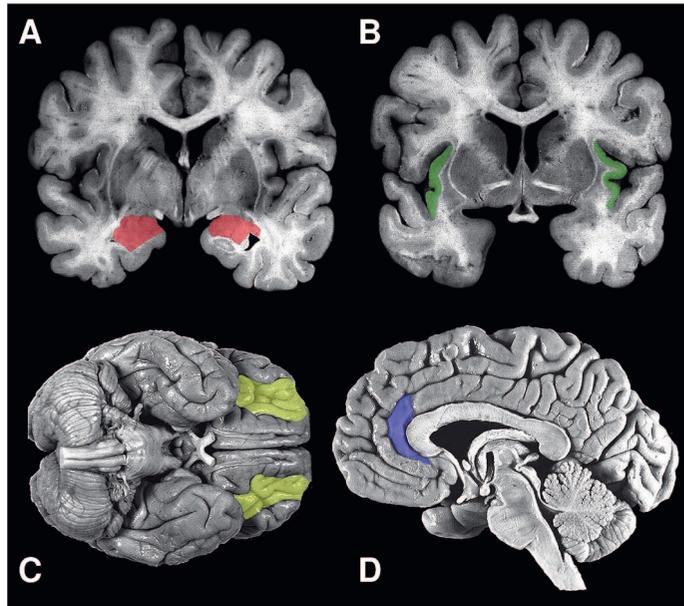


Abb. 4: Die zentralen Kerngebiete der Amygdala sind der Ausgangsort für die Erzeugung und Steuerung von Reaktionskomponenten, die z.B. Kennzeichen einer Angstreaktion sein können (Herzrasen, Blutdrucksteigerung, feuchte Hände, Pupillenerweiterung, Atemnot, erhöhte Schreckhaftigkeit und „Stressreaktion“). Die Amygdala besitzt zahlreiche Nervenverbindungen zu verschiedenen neurofunktionellen Zielregionen, die ihrerseits für diese unterschiedlichen Reaktionskomponenten verantwortlich sind.

Abb. 5: Hirnschnitte, die verdeutlichen sollen, wo die wichtigen Hirnregionen lokalisiert sind, die an der Entstehung von Emotionen beteiligt sind. Schnitt A zeigt die Lage der Amygdala (Rot), Schnitt B die Insula oder den insulären Kortex, der von Teilen der Großhirnrinde überlappt wird (Grün). Bei Schnitt C geht der Blick von unten zur Basis des Gehirns und zeigt den orbitofrontalen Kortex (Gelb), der bei dieser Sichtweise über den Augen liegt. Bei Schnitt D läuft die Schnittfläche zwischen den beiden Hirnhälften (rechts liegt die hintere Gehirnseite, links die vordere) und zeigt die Lage des vorderen (anterioren) Cingulum, das sich über das Corpus callosum wölbt, das die beiden Hirnhälften miteinander verbindet.



haltenstherapie, bei der die Patientinnen lernen, die Spinnen anzufassen, kam es im Unterschied zu einer Warte-Kontrollgruppe zu einer starken Aktivierung im orbitofrontalen Kortex, sobald ihnen im MRT Bilder von Spinnen gezeigt wurden. Dies spricht dafür, dass es durch die Psychotherapie nicht nur zu einer Abschwächung der Reaktionen in den bekannten Emotionsverarbeitungssystemen kommt, sondern dass die Patientinnen darüber hinaus lernen, die phobischen Objekte neu zu bewerten und deren Gefährlichkeit bewusst anders einzuschätzen als vorher (Abb. 6).

Die Basisemotion Ekel ist ebenso wie Furcht und Angst wichtig für unser Überleben. Phänomenologisch betrachtet gliedert sie sich, wie unsere Arbeitsgruppe (vgl. Schienle et al., 2002) gezeigt hat, in folgende fünf ekeleregende Verhaltens- und Erlebnisdimensionen auf: „Tod/Deformation“, „Körperausscheidungen“, „Mangelnde Hygiene“, „Verdorbenes“, „Ungewöhnliche Nahrungsmittel“. Als physiologischer Indikator dient die Kontraktion des Lippenheber-Muskels (*Musculus levator labii*), der deutlich mit dem Ausmaß an Ekelempfinden korreliert.

Ekelreaktionen lassen sich im MRT sehr zuverlässig durch entsprechend abstoßendes Bild-

material erzeugen. Auch hier kommt es wieder zu einer Aktivierung der Amygdala und des orbitofrontalen Kortex. Bis vor kurzem nahm man an, dass die Hirnregion, die Ekel von Angst neurofunktional unterscheiden lässt, der Inselkortex (s. Abbildung 5) sei. Zahlreiche Untersuchungen, die unsere Arbeitsgruppe zu dieser kritischen Frage („Gibt es für spezifische Emotionen auch spezifische Hirnstrukturen?“) durchgeführt hat, deuten darauf hin, dass der Insel-Kortex keine emotionsspezifische Hirnregion, sondern vielmehr Teil eines Integrations-systems ist, in dem die aufsteigenden (afferenten) Einflüsse aus dem Körperinneren repräsentiert sind und signalisieren, wann die Homöostase der vegetativen Prozesse aus der Balance gerät. Wie und wann immer dies geschieht, ist der insuläre Kortex daran beteiligt. Solche Veränderungen drängen sich dann diffus als negative, objektspezifische Gefühle oder Proto-Emotionen auf.

Sexuelle Reaktionen

Seit langem sind die hirnpfysiologischen Prozesse bekannt, die bei sexuellem Verlangen und beim Orgasmus der Frau und des Mannes

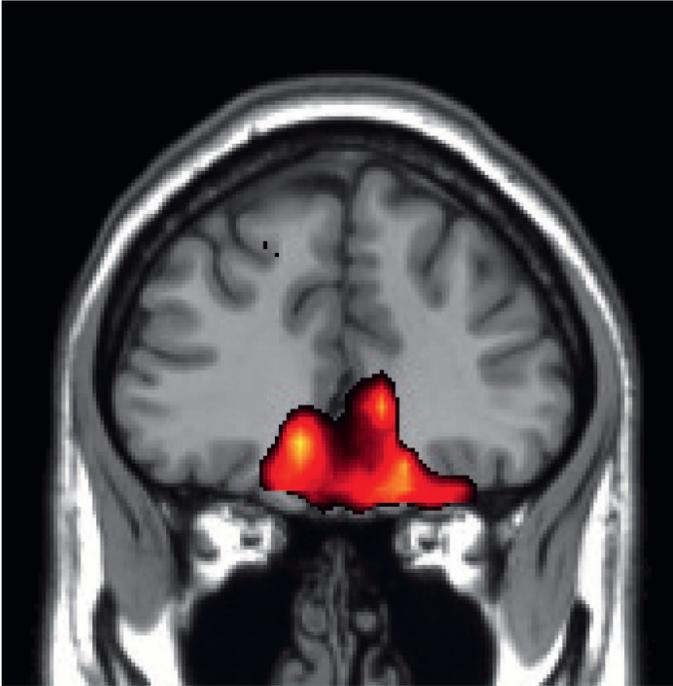


Abb. 6: Darstellung der Aktivierungszunahme im mittleren orbitofrontalen Kortex (Blickrichtung von vorne auf das Gehirn) von Spinnenphobikerinnen, die im MRT Bilder von Spinnen gezeigt bekommen, nachdem sie in einer Verhaltenstherapie gelernt haben, eine Spinne für eine bestimmte Zeit zu berühren (zur Erläuterung s. Text).

auftreten (Überblick bei Adler et al., 1985). Seit kurzem erst bemüht man sich unter Zuhilfenahme von bildgebenden Verfahren, die emotionalen Prozesse genauer zu untersuchen, die mit sexuellen Reaktionen verbunden sind. Welche Emotionen aber erzeugt werden, hängt von den sexuellen Präferenzen der untersuchten Personen ab. Erotisches Bildmaterial, das einen Sadomasochisten oder einen Homosexuellen erregt, wird höchstwahrscheinlich verschieden sein von dem, das einen Menschen stimuliert, der diese Neigungen nicht hat. Bei dem einen kann ein und dasselbe Bildmaterial positive Emotionen, bei dem anderen dagegen negative Emotionen hervorrufen. Unsere Arbeitsgruppe bediente sich dieses differentialpsychologischen Unterscheidungsmerkmals, um die Effekte von subjektiv positiv oder negativ empfundenen Reizen auf die Gehirnfunktionen zu untersuchen (Stark et al., 2005). Untersucht wurden Sadomasochisten und Homosexuelle.

Personen ohne diese sexuellen Präferenzen dienten zum Vergleich. Die Abbildung 7 gibt die Hirnregionen wieder, in denen bei den entsprechenden Gruppen stärkere Aktivierungen auftraten. Hier zeigt sich deutlich, wie unterschiedlich die Aktivierungsmuster (hier: die Anzahl der beteiligten Hirnregionen) bei den verschiedenen Gruppen von Personen mit unterschiedlichen sexuellen Präferenzen sind. So werden beispielsweise durch homoerotische Bilder fast sämtliche Hirnareale von Homosexuellen aktiviert, die nur irgendwie an emotionalen Prozessen beteiligt sind, während sich durch diese Bilder bei Heterosexuellen keine Aktivierungen fanden (Abb. 7b). Ein ähnliches Bild zeigen Sadomasochisten (Abb.

7a). Diese Unterschiede zu Personen, die diese sexuellen Präferenzen nicht haben, kommen wahrscheinlich dadurch zustande, dass die Bilder bei den Sadomasochisten und Homosexuellen Gefühle, Imaginationen sowie Erinnerungen an entsprechende Situationen und Erfahrungen mit den sexuellen Praktiken hervorrufen, die sie gewohnt sind. Hierbei spielt vor allem die Beteiligung des Gedächtnisses eine entscheidende Rolle.

Um die neuronalen Basismechanismen genauer zu bestimmen, die für positive und negative Emotionen verantwortlich sind, wurden die Hirnantworten all derer zusammengefasst und gemittelt, die angaben, dass das Bildmaterial für sie positive bzw. negative Qualität besäße, in diesem Falle also unabhängig von der jeweiligen sexuellen Präferenz. Hier zeigt sich ein interessanter Befund: die Hirnregionen, die bei sexuell erregendem Stimulusmaterial aktiviert wurden, unterschieden sich

nicht wesentlich voneinander, wenn diese Bilder emotional positiv oder negativ erlebt worden waren. Nur eine Hirnregion erwies sich vor allem bei den *positiven* Emotionen als besonders aktiviert, nämlich der Nucleus accumbens. Dieses Kerngebiet ist, wie Untersuchungen am Tier und am Menschen gezeigt haben, eine zentrale Schaltstelle im so genannten Verstärkersystem des Gehirns, das an der Beurteilung von positiven Valenzen mitwirkt und u. a. eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung von Suchtverhalten spielt (vgl. Berridge, 2003). In unserer Untersuchung fand sich dementsprechend auch ein enger Zusammenhang zwischen der Aktivierung dieses Kerngebiets und dem Ausmaß an sexueller Erregung, wie sie die oben beschriebenen Untersuchungsteilnehmer in den Fragebögen angegeben hatten.

Geschlechtsunterschiede

Erlebnisberichte und physiologische Reaktionsmuster sprechen dafür, dass Männer und Frauen emotional verschieden reagieren (Überblick bei Adler et al., 1985). Erklärt werden diese Unterschiede damit, dass sich Männer eher an sexueller Selektion orientieren, während Frauen zu einer erhöhten Wachsamkeit im Sinne des Selbstschutzes neigen. In deutlichem Gegensatz dazu stehen jene Befunde, die die bildgebenden Verfahren geliefert haben. Eine erste Meta-Analyse über insgesamt 65 Studien zu bildgebenden Verfahren (Wager u. a., 2003) kam zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass sich die an der Verarbeitung von Emotionen beteiligten Hirnfunktionen zwischen Männern und Frauen nicht besonders unterscheiden. Der Hauptbefund lau-

a) SM-Bilder			b) Homo-Bilder	
Struktur	nonSM	SM	Hetero-Männer	Homo-Männer
medialer orbitofrontaler Cortex		✓		✓
anteriorer cingulärer Cortex				✓
posteriore cingulärer Cortex			✓	✓
Insel		✓		✓
Nucleus accumbens		✓		✓
Thalamus		✓		✓
Amygdala		✓		✓
Hypothalamus		✓		✓
Hirnstamm		✓	✓	✓

Abb. 7: Übersicht über die Hirnregionen, die durch erotisches Bildmaterial bei Personen mit unterschiedlichen sexuellen Präferenzen (Sadomasochismus und Homosexualität) aktiviert werden. – a) Betrachten Sadomasochisten (SM) Bilder mit sadomasochistischen Darstellungen, kommt es im Vergleich zu Personen ohne diese sexuelle Präferenz (nonSM) zu einer Aktivierung fast sämtlicher Hirnareale, die an der Verarbeitung von Emotionen beteiligt sein können. – b) Ein ähnliches Bild zeigt sich, wenn homosexuelle Männer homoerotische Bilder betrachten. Auch hier werden sämtliche an der Emotionsverarbeitung beteiligten Hirnareale aktiviert.

tet: Über das gesamte Gehirn hinweg sind die neuronalen Aktivierungsmuster sowohl bei positiven als auch bei negativen Emotionen von Männern und Frauen vergleichbar. An einer großen Stichprobe von 41 Frauen und 51 Männer kam unsere Arbeitsgruppe (Schielen u. a., 2005) zu einem ähnlichen Ergebnis. Es gab bei den zwei bereits bekannten Basisemotionen Furcht und Ekel keine Geschlechtsunterschiede in den Hirnaktivierungsmustern. Dies spricht dafür, dass die an der Emotionsinduktion und -verarbeitung beteiligten Hirnstrukturen für beide Geschlechter ähnlich sind. Vergleicht man aber einzelne, spezifische Hirnstrukturen miteinander, so finden sich bei den Männern stärkere Aktivierungen in der Amygdala und im fusiformen Gyrus (an der Erkennung von Gesichtern beteiligt), wenn sie Bilder mit Furcht einflößenden Szenen sehen. Dies war vor allem bei solchen Szenen der Fall, die Aggressionen von Menschen (z. B. Attacke mit einem Messer) oder von Tieren (z. B. Zähnefletschen eines Hundes) darstellten. Außer diesem einen geschlechtsspezifischen Befund gab es keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen z. B. bei ekelregenden

Bildern. Dies spricht dafür, dass Männer wahrscheinlich eine erhöhte Sensitivität für Signale entwickelt haben, die Gefahr und Aggression ankündigen. Die mit bildgebenden Verfahren gewonnenen Erkenntnisse legen also die Vermutung nahe, dass geschlechtsspezifische Modulationen von Emotionen auf ganz spezifische Reizsituationen beschränkt bleiben.

Ausblick

Mit bildgebenden Verfahren, insbesondere mit der nicht-invasiven Methode der funktionellen Magnetresonanztomographie, gelingt also der Blick in das emotionsverarbeitende menschliche Gehirn. Eine anspruchsvolle Emotionsforschung kann heutzutage auf dieses Verfahren nicht mehr verzichten. Ein Hinweis darauf ist die Publikationsaktivität auf diesem Gebiet: seit den letzten zehn Jahren nimmt sie exponentiell zu. Auch erobert sie stetig noch unerforschtes klinisch-psychologisches Terrain und eröffnet so neue Einblicke in die Gehirnfunktionen von Patienten, deren emotionale Reaktionsmuster gestört bzw. dysfunktional sind, wie z. B. bei Angststörungen, affektiven Störungen oder Essstörungen (Vaitl et al., 2004). Wenn sich die vorangegangene Darstellung auch nur auf die neurovaskulären Vorgänge im Gehirn beschränkt hat, bedeutet dies natürlich nicht, dass nicht noch viele andere, ebenso zentrale Prozesse an der Entstehung und Verarbeitung von Emotionen beteiligt sind, wie z. B. all jene Prozesse, die durch die verschiedenen Neurotransmitter-Systeme (z. B. Noradrenalin, Serotonin, Dopamin, Glutamat) und endokrinen Systeme gesteuert werden. Multivariate Untersuchungsansätze, die in der Emotionsforschung die neurovaskulären mit den neuromodulatorischen Prozessen verknüpfen, sind allerdings – aufgrund methodischer Barrieren – noch in der Minderzahl.

Rascher zu realisieren erscheinen unserer Arbeitsgruppe dagegen zwei neue Forschungsansätze: (1) das Neuro-Feedback zur Emotionsregulation, bei dem die Aktivitäten bestimmter, an der Emotionsregulation beteiligter Hirnregionen in Echtzeit den Probanden mit der Bitte zurückgemeldet werden, diese in eine bestimmte Richtung willentlich zu verändern und (2) die Klassifikation und Vorhersage von Emotionen, die die Probanden aktuell erleben, und zwar aufgrund von neuronalen Netzwerken, in die jene an der Emotionsverarbeitung beteiligten Hirnregionen eingebunden sind (so genanntes mind reading).

Literatur

- Adler, N., Pfaff, D., & Goy, R.W. (Eds.): *Reproduction. Handbook of Behavioral Neurobiology*. Vol. 7. New York: Plenum.
- Berridge, K.C. (2003): Pleasures of the brain. *Brain and Cognition*, 52, 106–128.
- Jäncke, L. (2005): *Methoden der Bildgebung in der Psychologie und den kognitiven Neurowissenschaften*. Stuttgart: Kohlhammer.
- LeDoux (1995): Emotions: Clues from the brain. *Annual Review of Psychology*, 46, 209–235.
- Schienze, A., Walter, B., Stark, R., & Vaitl, D. (2002): Ein Fragebogen zur Erfassung der Ekelempfindlichkeit (FEE). *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 31, 110–120.
- Schienze, A., Schäfer, A., Stark, R., Walter, B., & Vaitl, D. (2005): Gender differences in the processing of disgust and fear-inducing pictures: an fMRI study. *Neuroreport*, 16, 1–4.
- Stark, R., Schienze, A., Girod, C., Walter, B., Kirsch, P., Blecker, C., Ott, U., Schäfer, A., Sammer, G., Zimmermann, M. & Vaitl, D. (2005): Erotic and disgust-inducing pictures – Differences in the hemodynamic responses of the brain. *Biological Psychology*, 70, 19–29.
- Vaitl, D., Schienze, A., & Stark, R. (2004): Emotionen in der Psychotherapie: Beiträge des Neuroimaging. In: G. Schiepek (Hrsg.): *Neurobiologie der Psychotherapie*. Stuttgart, New York: Schattauer, S. 158–185
- Wager, T.D., Phan, K.L., Liberzon, I., & Taylor, F. (2003): Valence, gender, and lateralization of functional brain anatomy in emotion: a meta-analysis of findings from neuroimaging. *NeuroImage*, 19, 513–531.

Desperate Housewives, Sex and the City: Das Bild der Frau im Hellenismus*

Gender Studies, eine historisch-soziologische Disziplin, die sich mit der Konstruktion von Geschlechtern sowie mit den verschiedenen Lebensbedingungen von Frauen und Männern als Mitglieder einer Gesellschaft beschäftigt, ist auch in den Altertumswissenschaften in vergangenen Jahrzehnten präsent, jedoch stößt sie, besonders wenn es um die Konstruktion von Weiblichkeit geht, auf große Hindernisse und Schwierigkeiten. Fast alle unsere Informationen über Frauen in der Antike, seien es Bilder, seien es Texte, sind von Männern verfasst. Grundsätzlich können wir also im besten Fall nur das Denken von Männern über Frauen und die diesem Denken zugrunde liegende soziokulturelle Ordnung untersuchen.

Auf der anderen Seite illustriert gerade der Fall der Gender Studies sehr gut, was das eigentlich Faszinierende in der Beschäftigung mit der Antike ist: Jede Epoche konstruiert ihre eigene Antike, indem sie sie wie eine Projektionsfläche benutzt und jene Aspekte besonders in den Vordergrund rückt, die für die Konstruktion der eigenen Identität von Bedeutung sind. Je nachdem, wie eine Gesellschaft sich selbst gerne sehen will, ist die Antike bald die vorbildliche Epoche der edlen Einfalt und stillen Größe, bald aber das Fremde und Andersartige schlechthin. Deshalb kann es eben kein Zufall sein, dass die Gender Studies in einer Zeit, in der wir unsere eigenen Geschlechterrollen erneut überlegen und definieren müssen, als Forschungsfeld regelrecht erblühen. Waren es bis in die achtziger Jahre überwiegend Frauen, deren Rolle sich stark verändert hat, so sind seit den neunziger Jahren zunehmend auch Männer unter die Lupe

genommen worden. Wo es früher lediglich Männer gab, gibt es jetzt den starken, stillen Typ, das sensible Sexsymbol, den Frauenverstehender, den Metrosexuellen, den Bisexuellen, den Homosexuellen usw. Denkt man z. B. an die rezente Debatte über Metrosexualität in den deutschen Medien, wird klar, dass die Sexualität hinsichtlich der Konstruktion der Geschlechter nicht bloß eine biologische Konstante, sondern ein variables, identitätsstiftendes Merkmal darstellt.

Wo finden wir Beispiele für die Konstruktion der Frauenrolle in der heutigen und wo in der antiken Gesellschaft? Unsere Informationsquellen über das Leben der griechischen Frau sind vor allem die Literatur und die bildende Kunst. Als Vergleichsbeispiel für die zeitgenössische Geschlechterkonstruktion möchte ich das vorherrschende Medium unserer Zeit verwenden – das Fernsehen; im Speziellen werde ich mich auf die Serien *Desperate Housewives* und *Sex and the City* beziehen. Dies tue ich aus mehreren Gründen: Diese Serien illustrieren blendend, wie groß die Unterschiede zwischen Fiktion und Realität sind, und zeigen dennoch auch, wie einerseits die Fiktion auf die gesellschaftliche Realität reagiert, sie andererseits aber auch beeinflusst und gar formen kann. Die antiken Medien funktionierten in vieler Hinsicht anders als die amerikanischen Serien, aber die Tatsache, dass weder die antiken Bilder und Texte noch die modernen Serien getreue Abbildungen der Realität sind (oder sein wollen), verbindet sie miteinander. Jedes Medium hat seine eigene Sprache und eigene Gattungsregeln und – was das Wichtigste ist – keines dieser Medien hatte die Absicht, als historische Quelle zu dienen. Gemeinsam ist ihnen, dass sowohl diese Serien als auch die antiken Texte und Bilder, die ich bespreche, von der Rolle der Frauen handeln und zeittypische

* Dieser Vortrag wurde am 24. 1. 2006 im Rahmen der Ringvorlesung „Das Bild der Menschen in der Antike“ gehalten.

Probleme in der Konstruktion der Geschlechterrolle thematisieren.

Fast drei Millionen Deutsche sahen vergangenes Jahr jeden Dienstag die erste Staffel der Serie „Desperate Housewives“. Sie handelte von Frauen in ihren besten Jahren, die im Leben schon Einiges erreicht haben und den amerikanischen Traum in einem Bilderbuchvorort leben. Diese Frauen stehen an der Spitze der Evolutionspyramide: Sie haben alles erreicht. Die Verhältnisse der Hausfrauen zu Männern sind durchgehend im Stil eines Räuber-Beute-Verhältnisses dargestellt, in dem den Männern die Rolle der Beute zugeteilt worden ist. Sie sind entweder Spielzeug, wie der 17-jährige Gärtner, mit dem sich die schöne Gabrielle die Zeit vertreibt, bis der Ehemann nach Hause kommt, oder elende Randfiguren, deren Aufgabe es ist, das Geld zu verdienen, damit die Ehefrau all das kaufen kann, was ihre Nachbarn neidisch machen könnte.

Warum sind diese Frauen also dennoch verzweifelt? Was ihren Traum zum Albtraum macht, ist die Tatsache, dass sie alles können, aber leider nicht mehr wissen, was sie eigentlich wollen. Es ist die Qual der Wahl. Nehmen wir das Ex-Model Gabrielle Solis, für die der Tag wenig andere Aufgaben bereithält, als sich körperlichen Gelüsten zu ergeben. Wir sehen sie entweder im Schaumbad oder in teureren Boutiquen, oder aber damit beschäftigt, am Balkon ihres gepflegten Heims Yoga zu praktizieren. Am häufigsten aber wird gezeigt, wie phantasievoll und kreativ sie ihren minderjährigen Gärtner als Objekt und Spielzeug benutzt. Auf die Frage des verzweifelten Jünglings, was ihr wohl fehle, wo sie doch alles habe, was sie sich je haben wünschen können, antwortet Gabrielle verträumt: „Ich habe mir wohl immer *die falschen Sachen* gewünscht.“

Dass dabei diese Frauenfiguren als Endergebnis einer langen Evolution zu betrachten sind, wird schon aus dem Vorspann klar: Gezeigt wird eine Reihe von animierten Meisterwerken der bildenden Kunst, deren Hauptthema das Bild des Ehepaars in verschiedenen Epochen ist, von Adam und Eva über die ägyptische Hochkultur, das Mittelalter, die ersten amerikanischen Siedler, die Neuzeit und die industrielle Revolution bis hin

zum vollendeten Resultat der langen Entwicklung – Hauptfiguren der Serie. Auf dem letzten Bild ist jedoch nur noch die Frau zu sehen, denn der Ehemann ist völlig aus dem Bild gerückt.

Obwohl in der Serie verschiedene Handlungsstränge vorhanden sind, dreht sich letztendlich alles um Sex, der als eine Chiffre für die Stellung der Frau in der amerikanischen Gesellschaft gedeutet werden kann. Sehr interessant ist hier die Story der traditionellsten aller dieser Hausfrauen: der Perfektionistin Bree van der Kemp. Bree ist die Königin der Nachbarschaft: Ihr Mann ist Arzt, sie hat zwei auf den ersten Blick entzückende Kinder, ihr Haus ist das gepflegteste, ihr Garten der schönste, ihr Essen von allerhöchster Raffinesse. Sie zeigt kaum Gefühle und möchte nur gefallen, und zwar so sehr, dass sie eher wie ein Roboter als eine lebendige Person wirkt – kurzum, Bree ist die absolute Traumfrau für den traditionellen Mann. Das Problem ist aber, dass ihr Mann nicht so traditionell ist, wie sie es gerne hätte. Er möchte nämlich im Bett dominiert und von Bree erniedrigt und geschlagen werden. Sie kann sich jedoch einfach nicht dazu durchringen, seine Wünsche zu erfüllen. Als ihr Mann sich entschließt, die Scheidung einzureichen, ist Brees Leben sinnlos geworden. Diese Figur illustriert mehr als deutlich, wie überholt die traditionellen Vorstellungen von der Rolle der Frau in einer Partnerschaft geworden sind. Wäre Bree nämlich in der Lage, ihre überlegene Position durch entsprechende sexuelle Dominanz deutlich zum Ausdruck zu bringen, könnte sie das retten, was ihr im Leben am wichtigsten ist: ihre Ehe. Da sie sich dazu aber nicht verstehen kann, muss sie zuerst die Erniedrigung ertragen, dass ihr Ehemann sich das, was er von ihr nicht bekommen kann, von der Nachbarin holt; danach geht sie, als sie sein plötzlicher Tod endgültig von ihrem Mann scheidet, zunächst eine Verbindung mit einem Apotheker ein, der sie vergöttert, und zwar genau so, wie sie ist, um sich allerdings später als Soziopath und kaltblütiger Mörder zu entpuppen.

Den Vorspann der Serie *Desperate Housewives* kann man gut als Ausgangspunkt für die Besprechung des Bildes der Hausfrau in der

klassischen Antike benutzen. Untersucht man die Folge der Bilder von Adam und Eva bis zu unseren Hausfrauen am Anfang des 21. Jahrhunderts, so sieht man, dass in ihr das Bild der Ehefrau aus dem antiken Griechenland fehlt. Sie ist hier nicht zu sehen. Und das ist gerade das Wahrhaftigste, was man über das Bild der Ehefrau im klassischen Griechenland sagen kann: Sie war eben nicht zu sehen.

So und nicht anders formulieren es auch die antiken Zeugnisse. Zahlreich sind die Stimmen der antiken Autoren, die als beste Ehefrau diejenige loben, über die niemand spricht. Eigentlich soll eine gute Ehefrau nicht nur das Haus nicht verlassen, sondern sich auch im Haus nicht überall hinbegeben. Sie sollte sich vorzugsweise in Frauengemächern, im oberen Teil des Hauses, aufhalten. Hier hatten Männer (außer es handelte sich um enge Verwandte oder Bedienstete) keinen Zutritt. Die Ehefrauen nahmen nicht einmal an den Gastmählern teil, die in ihrem eigenen Haus stattfanden. Das Bild der Frau in der klassischen Zeit dokumentieren am ausführlichsten die Zeugnisse für die Stadt Athen.

Diejenigen antiken Autoren, die sich der Stellung der Frau in der Gesellschaft widmeten, stellen diese Zustände als natürliche dar. So argumentiert z. B. der Schriftsteller Xenophon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. (*Über die Hauswirtschaft* 7, 23–5):

Der Gott hat den Körper und die Seele des Mannes so geschaffen, dass er Kälte, Hitze, Fußmärsche und Feldzüge besser ertragen kann. Daher übertrug er ihm die Arbeit draußen. Der Frau aber, deren Körper der Gott weniger kräftig für diese Dinge gemacht hat, scheint er die Arbeiten innerhalb des Hauses auferlegt zu haben. In dem Bewusstsein, der Frau auch die Pflege der neugeborenen Kinder eingegeben und zugewiesen zu haben, teilte er ihr auch mehr als dem Mann die Fähigkeit zu, die Kleinen zu lieben. Da der Gott die Frau auch dazu bestimmt hat, die eingebrachten Vorräte zu hüten, gab er ihr auch einen größeren Teil Furcht als dem Mann in der Meinung, dass ein schreckhaftes Gemüt nicht gerade schlecht für das Einhüten sei. Wohl wissend, dass sich andererseits derjenige, der die Arbeiten draußen tut, wehren muss, wenn ihm jemand Unrecht tut, gab er dem Mann wiederum ein Großteil mehr Mut.

Aristoteles erklärt in der zweiten Hälfte des 4. Jh. v. Chr. den Unterschied zwischen Mann und

Frau in Bezug auf die Fähigkeit der Seele, die Affekte und den Körper zu beherrschen, und kommt zu folgendem Schluss (*Politik* 1254b; 1, 5, 35):

Im Verhältnis der Geschlechter ist das Männliche von Natur das Bessere, das Weibliche das Geringwertigere, und das eine herrscht, das andere wird beherrscht.

In einer anderen Schrift (*Tierkunde* 608b; 9, 34, in der Übers. v. P. Gohlke, Paderborn ²1957) zählt er die wesentlichen Eigenschaften der Frau (im Vergleich zum Mann) wie folgt auf:

Bei allen Gattungen sind die Weibchen weicher, hinterlistiger, unberechenbarer, unbeherrschter, mehr auf die Aufzucht der Jungen bedacht, die Männchen im Gegenteil mutiger, wilder, aufrichtiger und weniger hinterhältig. (...) Daher ist das Weib mitleidiger als der Mann, eher zu Tränen aufgelegt, auch neidischer, nachtragender, schmähd- und streitsüchtiger. Das Weib lässt eher als der Mann Mut und Hoffnung sinken, ist schamloser und falscher, weiß sich besser zu verstellen und trägt länger nach, es schläft weniger, kann sich nicht entschließen und ist überhaupt unbeweglicher als der Mann, dazu weniger nahrungsbedürftig. Hilfsbereiter und tapferer ist das Männchen.

Um diese Erkenntnisse anschaulicher zu machen, erzählt Aristoteles eine rührende Geschichte aus dem Leben der Tintenfische (*Tierkunde* 608b; 9, 34):

Sogar bei den Tintenfischen kommt dem Weibchen, wenn es mit dem Dreizack gestochen ist, das Männchen zu Hilfe, während das Weibchen flieht, wenn das Männchen getroffen ist.

Man muss aber auch bedenken, dass nicht jede athenische Frau es sich leisten konnte, das Haus nicht zu verlassen, und dass die ärmeren Athenerinnen ohne Sklaven Arbeiten wie Einkaufen oder Wasserholen wohl selbst erledigen mussten und deshalb auch mehr Bewegungsfreiheit gehabt haben müssen. Je ehrbarer aber die Frau war, desto weniger Freiheit hatte sie. Eine wichtige Ausnahme waren die großen religiösen Feste, zu denen den Frauen der Zutritt nicht verboten war. Es gab sogar Feste, an denen nur Frauen teilnahmen. Dies waren aber Ausnahmesituationen. Im alltäglichen Leben erwartete man von einer Frau, besonders von einer Frau aus der Oberschicht, dass sie sich möglichst wenig – am besten gar nicht – in der Öffentlichkeit zeigte.

Nicht nur, dass sich eine anständige Frau im Hause aufhalten musste, vielmehr betrachtete man es schon als unwürdig, wenn nur ihr Name in der Öffentlichkeit erwähnt wurde. So werden in den erhaltenen Gerichtsreden niemals ehrbare Bürgerinnen, sondern ausschließlich Prostituierte und Sklaven namentlich erwähnt. Der Tragödiendichter Euripides formulierte gegen Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. dieses Prinzip treffend (*Herakliden* 476-7):

Denn für eine Frau ist Schweigen und Bescheidenheit das Beste, so wie draußen unerwähnt zu bleiben.

Da die Ehefrau in der Öffentlichkeit eine so geringe Rolle spielte, betrachtete man es nicht für nötig, sie besonders auszubilden. Die athenischen Mädchen besuchten keine Schulen, sondern lernten das Nötige (was auch immer das war) zu Hause bei der Mutter. Es ist sehr wahrscheinlich, dass nur die wenigsten das Lesen und Schreiben beherrschten. Xenophon beschreibt die ideale junge Braut als ein Mädchen, das in solcher Obhut lebte, *dass sie möglichst wenig zu sehen, zu hören, und zu fragen bekam* (*Über die Hauswirtschaft* 7.5). Ihre Kompetenzen begrenzten sich auf die Herstellung der Kleider und die Vorbereitung des Essens. Und das reichte, um sie für ihre wichtigsten Aufgaben vorzubereiten: Kinder zu gebären, sie großzuziehen und sich um den Haushalt zu kümmern.

Auch die rechtliche Stellung der Frau in Athen war nicht beneidenswert, denn aus juristischer Sicht war sie überhaupt keine Rechtsperson. Sie war nicht handlungsfähig, sondern unmündig und in voller Abhängigkeit: zuerst von ihrem Vater, nach der Heirat von ihrem Ehemann. Sie verfügte daher auch nicht über eigenen Besitz.

Eine Athenerin war 14–15 Jahre alt, wenn sie verheiratet wurde. Die Männer heirateten in der Regel erst mit ungefähr 30 Jahren. Ein noch so junges und unerfahrenes Mädchen war ihrem Ehemann in jeglicher Hinsicht unterlegen. Es war eben gerade die Tatsache, dass sie eine *tabula rasa* war, die sie zu einer idealen Braut machte – wie Xenophon hervorhebt, war sie deshalb umso *formbarer*, und es war Aufgabe des Mannes, sie so zu formen, wie es ihm

gefiel. Dieses Formen durch den Ehemann beinhaltete aber keineswegs eine allgemeine Ausbildung. Die Ehefrau sollte die Wissenschaft der Hauswirtschaft beherrschen, mehr brauchte sie nicht zu wissen. Schließlich belehrt eine antike Sentenz (Menander Fr. 702 Kock): *Der Ehemann, der seiner Frau das Lesen und Schreiben beibringt, reicht einer Schlange noch mehr Gift.*

Es kann nicht verwundern, dass eine derartige Ehefrau als Gesprächspartnerin für ihren Ehemann völlig untauglich war. Das war aber für die antiken Männer offensichtlich nicht von großer Bedeutung, denn es gab andere Frauen, mit denen man derartige Bedürfnisse befriedigen konnte. Wie Demosthenes in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. in einer Rede zugespitzt formuliert (59. 118–122): *Wir haben Hetären zum Vergnügen, Huren für die Bedürfnisse des Alltags und Ehefrauen, um legitime Kinder zu zeugen und eine zuverlässige Aufsicht über das ganze Hauswesen zu haben.*

Wenn die Aufgaben einer Ehefrau ausschließlich im Bereich der Nachwuchsförderung und des Haushaltsmanagements lagen und sie so ungebildet und abgestumpft war, dass man sich mit ihr kaum unterhalten konnte, ist es kein Wunder, dass die Männer ihre Bedürfnisse nach gepflegter Unterhaltung und nach Geschlechtsverkehr, der nicht nur dem Zweck der Vermehrung diene, anderswo befriedigten.

Diese Marktlücke füllten zwei Arten von Frauen: Die einfachen Prostituierten, die man zwecks schneller Befriedigung im Bordell besuchen konnte, und eine gehobene Klasse von Huren, die Hetären. Während die Bordellprostitution nicht mehr beachtet und geschätzt wurde als heutzutage, war die gehobene Prostitution, das Hetärenentum, ein unverzichtbarer Teil bürgerlichen Gesellschaftslebens. Dieses Leben hatte das Symposion zum Mittelpunkt, ein Gastmahl, bei dem im Anschluss an ein Essen in ausgelassener Runde getrunken wurde (Abb. 1). Ehrbare Frauen waren hier nicht zugelassen. Neben Gesprächen fanden Tanz, Gesang und Spiele statt, und die Hetären übernahmen als Begleiterinnen, Gesellschafterinnen und Mitspielerinnen den Part einer an-

deren Art von Frau, die die gebotenen Vergnügen teilt und den Genuss durch Unterhaltungskünste erhöht. Die verbreitete Vorstellung von Hetären als gebildeten und kultivierten Damen ist eine romantische Konstruktion der Neuzeit. Sie waren eher witzig, schlagfertig und frech als wirklich gebildet, aber sie boten, im Unterschied zu einer Ehefrau, eine andere Art der Verfügbarkeit (Abb. 2).

Schauen wir uns die visuellen Repräsentationen der Frau im klassischen Athen an, so sehen wir, dass auch hier der Geschlechtsverkehr als Chiffre für die soziale Stellung der Frau dient. Die Griechen der klassischen Zeit hatten ein sehr freies Verhältnis zur Sexualität, und es gibt vor allem auf Vasen, die als Symposionsgeschirr dienten, eine Fülle von Repräsentationen des Geschlechtsaktes. Es gibt zahlreiche Bilder von Hetären, die sie alleine, zu zweit, mit Männern, oder mit Phalloi, in allen vorstellbaren Posen darstellen (Abb. 3–5).

Schon auf den ersten Blick ist klar, dass der Geschlechtsakt, wie er auf diesen Bildern gezeigt wurde, an erster Stelle die Bedürfnisse der Männer befriedigt hat. Die Stellungen, in denen diese Frauen gezeigt werden, sowie die Attribute, die sie schmücken, sind für das männliche Publikum bestimmt. Der Betrachter dieser Vasen ist in der Position eines Voyeurs, und der Sexual-

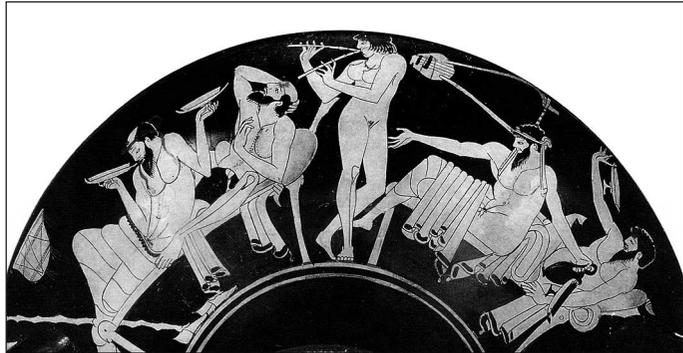


Abb. 1: Das griechische Symposion: Eine Hetäre als Flötenspielerin sorgt für Unterhaltung der Zecher, Trinkschale 490 v. Chr.

akt dient ausschließlich dem Vergnügen der Männer. Es ist ersichtlich, dass die Frauen auf diesen Bildern schlicht die Rolle eines Objektes innehaben – eine Rolle, welche den Hetären in der griechischen Gesellschaft auf jeden Fall zukommt.

Während alle möglichen Aspekte und Nuancen des Geschlechtsverkehrs auf den Vasen mit Hetärendarstellungen zu sehen sind, ja auch Tieren nichts erspart bleibt, waren die griechischen Maler und Schriftsteller in Bezug auf das eheliche Geschlechtsleben mehr als prüde. Hier und da ist auf den Hochzeitsdarstellungen ein Ehebett zu sehen, aber schon das ist eher eine Ausnahme und grenzt fast an Obszönität. Sieht man diese Bilder und liest man entsprechende Texte, kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, dass es mehr als unanständig war, eine Ehefrau als Sexualwesen darzustellen, ja auch, sich über sie auf solch eine Weise Gedanken zu machen.

Die einzige Ausnahme bietet Aristophanes in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, der in seinen utopischen Entwürfen durchaus lüsterne Bürgerinnen auf die Bühne bringt, aber das soll eher komische Effekte und einen Eindruck von Grenzverletzung erwecken. Bei ihm ist die Gynaiokratia, die Herrschaft der Frauen, nicht nur als die letzte und schlimmste Phase der Dekaa-

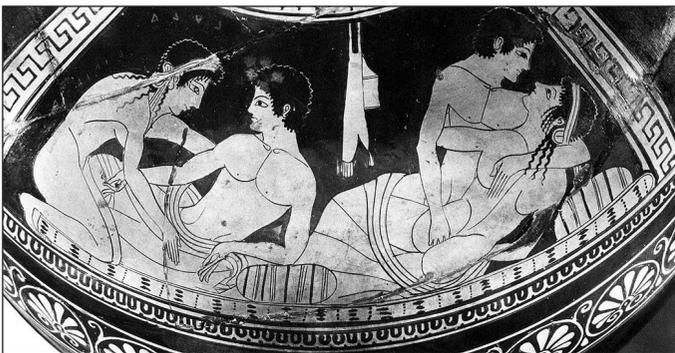


Abb. 2: Zwei Paare beim Symposion, Kalpis 510-500 v. Chr.

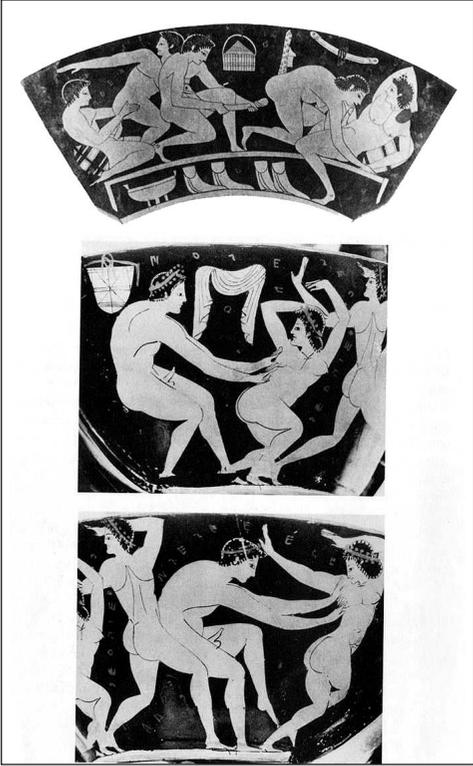


Abb. 3: Sexuelle Orgie beim Symposion, Trinkgefäß 510–500 v. Chr.

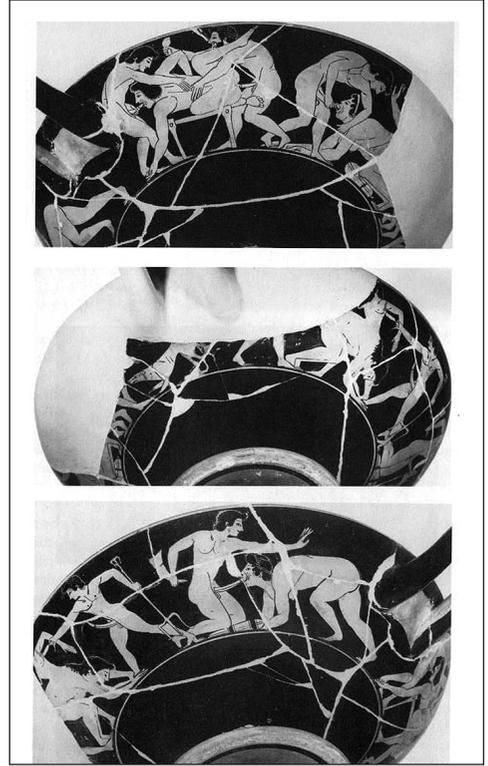


Abb. 4: Sexuelle Orgie beim Symposion, Trinkschale 510/500 v. Chr.



Abb. 5: Tanz einer Hetäre mit künstlichen Phallos, Schale 510/200 v. Chr.

denz der Demokratie dargestellt, sondern die Frauen, die die Rolle der Männer übernehmen, sich frei bewegen und in der Öffentlichkeit auftreten, sind eigentlich als eine Art Armageddon des athenischen Staates zu betrachten.

Eine Ehefrau ist schließlich nicht auf dieser Welt, um das Sagen oder gar Spaß zu haben, sondern *um legitime Kinder zu zeugen und eine zuverlässige Aufsicht über das ganze Hauswesen zu sichern*. Und genau so zeigen sie die klassischen Bilder und Texte aus Athen: Bei der Erledigung der verschiedenen Hausarbeiten, mit ihren Kindern, als treue Gattin und als ehrbare Bürgerin. Der größte klassische Frauenverstehrer, Euripides, hat die eindrucksvollsten Passagen seiner Tragödien dem leidvollen Leben der Frauen gewidmet und es sogar geschafft, den Zorn einer Medea verständlich zu machen. Folgendermaßen schildert er die

weibliche Sicht auf die Ehe (*Medea*, 230–251, in der Übers. v. Dietrich Ebner, Berlin 1972):

Von allem, was beseelt ist und Verstand besitzt,
sind doch wir Frauen das erbärmlichste Geschöpf.
Erst müssen durch ein Übermaß an Geld den Mann
Wir kaufen – und den Herrn gewinnen über Leben
Und Leib. Dies Übel ist noch schmerzlicher als jenes.
Der Kernpunkt dann: Ist schlecht, ist gut, den wir bekommen?
Sich scheiden lassen bringt ja einer Frau nur Schande,
und einen Gatten abzulehnen ist nicht möglich.
In eine neue Lebensführung tritt die Frau
Und muß, von Haus aus unbelehrt, Prophetin sein,
mit wem als Gatten sie am besten fahren wird.
Gelingt uns das und lebt der Mann mit uns zusammen
Und trägt das Ehejoch geduldig, spricht man von
Beneidenswertem Leben. Sonst – bleibt uns der Tod!
Und fällt dem Manne lästig der Familienkreis,
geht er hinaus und macht sein Herz vom Kummer frei,
sucht einen Freund, sucht einen Jugendspielen auf.
Wir aber dürfen nur auf eine Seele schauen.
Sie sagen, ein gefahrloses Leben führten wir
Im Hause, sie dagegen kämpften mit der Waffe –
Die Toren: Dreimal möchte ich mich lieber stellen
In Reih und Glied als einmal nur ein Kind gebären!

In der hellenistischen Zeit kommt es in jeder Hinsicht zu einer wesentlichen Befreiung der Frau. Die Veränderungen in der griechischen Welt, die nach Alexanders Tod erfolgten, waren dermaßen tiefgreifend und vielschichtig, dass sie nicht ohne Auswirkungen auf die Kultur, das gesellschaftliche Selbstverständnis und die Selbstwahrnehmung in den nun entstehenden griechischen Welten bleiben konnten. Das dritte Jahrhundert v. Chr. stellte, im wahrsten Sinne des Wortes, eine Schwellenzeit für die Griechen von Makedonien bis Ägypten und weiter bis zum fernen Osten dar. Die Öffnung zum Orient, das Emporkommen der hellenistischen Reiche und das weitgehende Zurücktreten der Stadtstaaten brachten eine wesentliche Veränderung der Gesellschaft mit sich. Diese Veränderungen wirkten sich auch auf die soziale und juristische Stellung der Frau aus. Wenn wir bisher Athen als die bedeutendste Stadt der klassischen Zeit vor Augen hatten, müssen wir jetzt unseren Blick auf die neue Metropole richten, die Alexander in Ägypten gegründet hat – auf Alexandria. Denn die Stellung, die im fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. Athen hatte, übernahm Alexandria im Hellenismus. Diese Metropole hatte eine magnet-

artige Wirkung auf alle, die etwas werden wollten. Die Hauptstadt des Ptolemäerreiches wurde durch eine mazedonische Oberschicht regiert, und in ihr lebten Griechen aus allen Teilen der Welt, selbstverständlich auch Ägypter und zahlreiche Fremde aus anderen Gebieten des Mittelmeers.

Die königliche Dynastie liefert die ersten Beispiele für eine bisher unerhörte Stellung der Ehefrau: Sie ist die Mitherrscherin, die neben ihrem Mann auf Münzen dargestellt wird (Abb. 6), die während seiner Abwesenheit das Land regiert, ja sogar selbst Kriege führt und gewinnt. Sie wird schon zu Lebzeiten als *den Göttern an Ehren gleich* gepriesen und nach dem Tode vergöttlicht.

In Ägypten begegnen wir nun der Institution der Mädchenschule, ja auch weiblichen Lehrerinnen. Die Mehrheit der griechisch-stämmigen Frauen lernte Lesen und Schreiben, sie schrieben Briefe und verfassten Verträge. In Ägypten war die Frau eine juristische Person, hatte das Erb- und Besitzrecht, konnte ihre Geschäfte alleine führen, und war selbst für sich verantwortlich. Sie hatte im Vergleich zur athenischen Frau eine unerhörte Bewegungsfreiheit. Wir haben zahlreiche Dokumente, die von Frauen verfasst wurden, und Zeugnisse von vielen Frauen, die nicht nur in der Öffentlichkeit gesehen und gehört wurden, sondern in ihrer Gemeinde durchweg bekannt und respektiert waren.

Wie spiegelt sich die neue Position der Frau in der Kunst dieser Epoche? Beginnen wir mit den Königinnen. In der griechischen Literatur gab es von Anfang an viele Gattungen, die gesellschaftlich erwünschte Eigenschaften des Mannes zu loben hatten: In den Epen und historischen Elegien wurden Beispiele kriegerischer Tapferkeit und Heldentums besungen, in den Siegesliedern und Epigrammen wurden die Gewinner verschiedener Spiele gerühmt. Aber alle diese Gattungen priesen den Mann als Held. Im Hellenismus begegnen wir dem ersten Siegeslied für eine Frau, für die Königin Berenike II, die in den vierziger Jahren des dritten Jh. v. Chr. bei den Nemeischen Spielen im Pferderennen siegte. Dieses Lied verfasste der führende Dichter und Gelehrte der Zeit, Kallimachos von Kyrene, und verkündete in ihm der Welt den



Abb. 6: Ptolemaios II Philadelphos und seine Frau Arsinoe II Philadelphos (um die Mitte des 3. Jh. v. Chr.)



Abb. 7: Arsinoe II Philadelphos (um die Mitte des 3. Jh. v. Chr.)

großen Ruhm dieser Tat, zusammen mit dem ehrenvollen Namen der königlichen Siegerin. Dass der Name einer ehrbaren Frau nicht bloß in der Öffentlichkeit, sondern in der ganzen griechischen Welt verbreitet wurde, wäre in der klassischen Epoche unerhört gewesen.

Die erste Königin, die neben ihrem Mann auf den Münzen dargestellt wird, Arsinoe II (hier mit ihrem Ehemann, dem König Ptolemaios II Philadelphos (Herrscherzeit 283–246) (Abb.6), ist in ihrer Erscheinung so maskulin, dass sie von ihrem Ehemann kaum zu unterscheiden ist. Auf einer anderen Münze ist sie mit einem Attribut der göttlichen Macht, das sonst nur Männer tragen, nämlich mit Schafsbockhörnern, zu bewundern (Abb. 7).

Die Tatsache, dass die hellenistischen Königinnen auf den Bildern mit männlichen Attributen dargestellt wurden und dass für sie Gedichte verfasst wurden, die früher nur zu Ehren der Männer geschrieben werden konnten, lässt sich als ein Eindringen der Frau in die Bereiche, die früher nur für Männer reserviert waren, deuten. Da die Ehefrau mit einem größeren Maß an Freiheit eigentlich in die Bereiche eindringt, die für Männer, wenn es um Geschäfte und öffentliches Ansehen geht, oder aber für eine Hetäre, wenn es um Bewegungsfreiheit geht, reserviert waren, wird sie dem entsprechend dargestellt: Wie ein Mann oder wie eine Hetäre. Dies muss

nicht überraschen, denn noch heute gelten dieselben Darstellungsprinzipien. Die Frauen von heute können behaupten, dass sie auf gutem Weg dazu sind, eine Gleichstellung mit Männern zu erreichen. Doch ist es wirklich in jedem Bereich so? Werfen wir einen Blick auf die Serie *Sex and the City*, die mittlerweile auch in Deutschland Kultstatus erlangt hat.

Diese Serie verfolgt das Leben von vier erfolgreichen Singles im Alexandria der heutigen Zeit, nämlich in der Stadt der Städte, New York. Während die Serie *Desperate Housewives* eine Fortsetzung des Märchens „Und so lebten sie glücklich bis ans Ende ihrer Tage“ darstellt, thematisiert *Sex and the City* die Suche nach dem Prinzen. Die Frauen aus New York warten aber nicht auf einen Helden auf einem weißen Pferd, sondern begeben sich selbst auf die Suche. Diese Mission führt sie durch endlose Betten und über endlose Affären, um diese anschließend in schicken Lokalen ebenso endlos zu diskutieren und zu analysieren.

Die erste Episode dieser Serie beginnt mit einem Treffen der vier Freundinnen in einem Restaurant, in dem die Anwältin Miranda ihren Geburtstag feiert. In der fröhlichen Runde bringt die Geschäftsfrau Samantha ihre Lebensdevise auf den Punkt: „Um glücklich zu sein, müsst ihr Sex haben wie Männer. Einfach bloßen Sex, ohne Gefühl.“

Diese Eröffnungsszene kann auch als eine Art Gebrauchsanweisung für das Publikum betrachtet werden: Unsere Rezeption der Serie wird gesteuert, indem uns suggeriert wird, dass wir diese Frauen mit den Männern vergleichen müssen. Warum soll Sex ohne Gefühle nur für Männer reserviert bleiben und warum ist die Zahl der Affären und One-night-stands für Männer eine Auszeichnung und für Frauen eine Schande? Warum ist es in der heutigen Zeit noch nötig, solche Eröffnungsszenen zu drehen, wenn doch die Emanzipation so weit fortgeschritten ist? Offenbar gerade deswegen, weil sie nicht weit genug fortgeschritten ist. Diese Serie bricht Tabus und besitzt, weil sie gesellschaftlich akzeptiert ist, die Macht, gewisse Sachen und Themen gesellschaftlich akzeptabel zu machen.

Wieder begegnen wir einer Serie, die Sex als eine Chiffre für die soziale Stellung der Frau verwendet. Ähnlich ist es in der hellenistischen Literatur, die Frauen in einer zuvor unvorstellbaren Weise präsentiert. Nicht nur sind in ihr Frauengestalten viel häufiger anzutreffen, sondern Frauen dringen in die Bereiche ein, die früher nur für Männer oder für Hetären reserviert waren.

So schildert der Dichter Theokrit in der ersten Hälfte des 3. Jh. v. Chr. in seinem zweiten *Idyll* ein junges Mädchen, das sich in den Jüngling Delphis verliebt und, als sie den Liebeskummer nicht mehr ertragen kann, ihre Sklavin zu ihm schickt, um ihn um einen Besuch zu bitten. Schon das ist unerhört. Aber was folgt, ist noch viel schlimmer: Er kommt, unterhält sich mit ihr, und der Rest wird so geschildert (Id. II, 138–143, in der Übers. v. Bernd Effe, Darmstadt 1999):

So sprach er, und ich, die Leichtgläubige, nahm ihn bei der Hand und zog ihn nieder auf das weiche Bett. Schnell wärmte sich Haut an Haut, die Gesichter waren erhitzter als zuvor, und süß war unser Geflüster. Und, um dir nicht lang und breit in den Ohren zu liegen, liebe Selene, vollzogen wurde das Wichtigste, und ans Ziel unserer Sehnsucht kamen wir beide.

Was dieses „Wichtigste“ war, kann man sich vorstellen (Abb. 8), aber während dieses Vasenbild aus dem fünften Jahrhundert eine Hetäre zeigt, kann man bei unserer hellenistischen Heldin überhaupt nicht einschätzen, was für eine soziale Stellung sie hat. Es wird weder

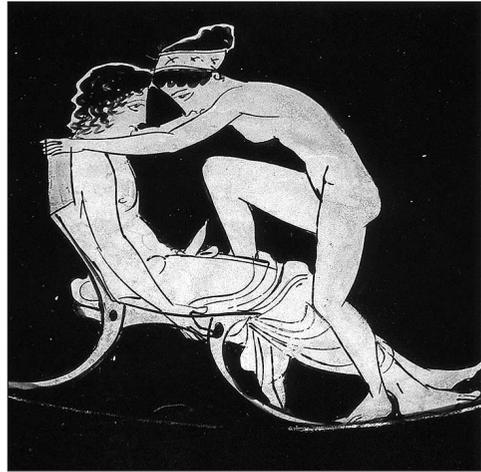


Abb. 8: Liebesszene, Kanne 430–420 v. Chr.

gesagt, dass sie eine Prostituierte ist, noch ist vom Geldaustausch die Rede. Doch wie ist eine Frau einzuschätzen, die derart die Initiative übernimmt und nicht nur den Mann auf sich aufmerksam macht, sondern *ihn bei der Hand nimmt* und nieder auf das Bett zieht? Gerade diese Geste des Handgreifens war in der klassischen Kunst ein Zeichen für das Besitzergreifen seitens des Mannes, und wir finden sie auf zahlreichen Hochzeitsdarstellungen (Abb. 9). Ich glaube, dass gerade die ungeklärte soziale Position der Simaitha in diesem Gedicht für das zeitgenössische Publikum schockierend gewesen sein muss. Obwohl Simaithas Affäre ein schlimmes Ende nimmt und Delphis sie bald vergisst, gibt sie nicht auf, sondern versucht, ihn mittels schwarzer Magie wiederzugewinnen. Der Ausgang ihrer Zauberhandlung ist am Ende des Textes noch ungewiss, dennoch droht sie, Delphis zu vergiften, wenn sie sich als unwirksam herausstellt. Der Rezipient wird nicht informiert, ob sie ihre Drohungen verwirklichen wird. Vor allem aber bleibt die Frage nach der neuen Rolle der Frau und den Konsequenzen dieser neugewonnenen Freiheit. Ein anderes Gedicht Theokrits (*Idyll* 15) schildert zwei alexandrinische Ehefrauen aus der Mittelschicht, die sich auf den Besuch eines Festes vorbereiten. Gorgo sucht zuvor Praxinoa in ihrem Haus auf, und es beginnt sofort der Klatsch und Tratsch über das ewige Thema „Ehemänner“.



Abb. 9: Hochzeitsdarstellung, Trinkschale 460/450 v. Chr.

Gorgo beschwert sich, dass die Straßen so überfüllt seien, dass sie sich kaum zu Praxinoas Haus habe durchboxen können, worauf Praxinoa prompt reagiert (Th. 15, 8–23):

Praxinoa: Das ist dieser Verrückte! Ans Ende der Welt ist er gezogen und hat sich ein Loch, nicht eine Wohnung genommen, damit wir nicht Nachbarn sind, um mich zu ärgern, das neidische Miststück, immer der gleiche.

Gorgo: Sag nicht, meine Liebe, von deinem Mann Dinon so was, wenn der Kleine dabei ist. Sieh nur, Frau, wie er dich anguckt. Keine Angst, Zopyrion, süßes Kind! Sie meint nicht Papa!

Praxinoa: Das Baby versteht schon, bei der Herrin!

Gorgo: Guter Papa!

Praxinoa: Dieser Papa jedenfalls ist neulich – wir sagen neulich: „Vati, Soda und Schminke sollst du beim Stand kaufen!“ – gekommen und hat uns Salz gebracht, der Kerl, dreizehn Ellen groß.

Gorgo: Meiner ist auch so. Ruin des Geldes, das ist Diokleides. Für sieben Drachmen Hundehaare, Bündel von alten Ranzen, so kaufte er gestern fünf Vliese, alles Abfall, Arbeit und noch mal Arbeit.

Aber komm, nimm dir den Mantel und das Kleid. Wir wollen in den Palast des Königs, des reichen Ptolemaios, gehen, um uns Adonis anzusehen. Wie ich höre, bereitet die Königin was Schönes vor.

So gehen sie zum Palast, und, als sie auf der vollen Straße ins Gedränge geraten, zögert Praxinoa nicht, einen fremden Mann frech anzusprechen; später, schon im Palast angekommen, reden sie ununterbrochen miteinander und werden er-

mahnt, still zu sein. Und wieder lässt sich Praxinoa nicht klein kriegen (89–90):

Mein Gott, wo kommt der Kerl her? Was geht's dich an, wenn wir gackern? Wo du Herr bist, da gib Befehle! Uns willst du Befehle geben?

So etwas wäre im Athen der klassischen Zeit unmöglich gewesen.

Mit der Eroberung des öffentlichen Raumes endet die Geschichte von der Emanzipation der griechischen Ehefrau jedoch nicht. Sie wird zur Herrin ihres Körpers, was auch in einem hellenistischen Gedicht thematisiert wird. Wie schon gesagt, war es in der klassischen Zeit unüblich, eine Ehefrau und Bürgerin in provokanten Posen darzustellen. Von ihrem Sexualleben zu sprechen war einfach Tabu. Sexualität einer Frau war ein viel behandeltes Thema in der bildenden Kunst, aber die Frauen, die auf diesen Bildern zu sehen sind, sind keine Bürgerinnen und Ehefrauen, sondern die Hetären. Es gibt zahlreiche klassische Vasenbilder, auf denen Hetären mit künstlichen Phalloi zu bewundern sind (Abb. 5). Sie bedienen sich dieser Gegenstände, um den männlichen Betrachtern beim Symposion oder im Bordell Vergnügen zu bereiten und sind offenbar keine Bürgerinnen aus der Mittelschicht. Diese Bilder wurden von Männern gefertigt und gekauft und spiegeln offenbar die (Fehl)vorstellungen wider, die sich Männer von den Neigungen der Frauen machten. (*Frauen sind unersättlich, auf die Größe kommt es an* usw.)

Der hellenistische Dichter Herodas (um 250 v. Chr.) thematisiert aber zum ersten Mal ein viel empfindlicheres Thema: Wie steht es mit der Selbstbefriedigung einer Ehefrau? Dieses Thema ist noch heute ziemlich tabuisiert. In dieser Hinsicht war die Serie *Sex and the City* revolutionär. In der neunten Episode der ersten Staffel *The Turtle and the Hare* (dt. „Wunder der Technik“) wundert sich Miranda sehr darüber, dass ihre Freundin Charlotte noch keinen Vibra-

Der hellenistische Dichter Herodas (um 250 v. Chr.) thematisiert aber zum ersten Mal ein viel empfindlicheres Thema: Wie steht es mit der Selbstbefriedigung einer Ehefrau?

Dieses Thema ist noch heute ziemlich tabuisiert. In dieser Hinsicht war die Serie *Sex and the City* revolutionär. In der neunten Episode der ersten Staffel *The Turtle and the Hare* (dt. „Wunder der Technik“) wundert sich Miranda sehr darüber, dass ihre Freundin Charlotte noch keinen Vibra-

tor besitzt. Als sie ihr das Modell „rabbit“ schenkt, findet Charlotte an ihm so viel Gefallen, dass sie sich weigert, das Haus zu verlassen. Dieses Modell ist wegen der Serie legendär geworden – es werden sogar in New York Stadtführungen angeboten, bei denen auch ein Besuch des Sexladens, in dem Miranda das Modell gekauft hat, eingeplant ist. Was noch viel wichtiger ist: Durch die Serie ist der Vibrator (zumindest unter Frauen) ein akzeptables Gesprächsthema geworden. In einer anderen Episode der Serie (dritte Staffel, Folge 3: *Attack of the Five Foot Ten Woman*, dt. „Die Superfrau“) wird weiter suggeriert, dass jede Frau ein solches Gerät besitze – unnormal sei eher, keines zu besitzen, und sogar Mirandas sehr konservative Putzhilfe, die ihr ständig gute Ratschläge gibt, wie sie endlich einen Ehemann finden und zu arbeiten aufhören könne, akzeptiert die Tatsache, dass Miranda mehrere Modelle besitzt. In der Antike gab es keine Vibratoren, lediglich den Dildo, und der hellenistische Dichter Herodas schildert die Art, in der Frauen daran Gefallen fanden, in seinem sechsten *Mimjambus*. Zwei Frauen aus der Mittelschicht treffen sich, und es entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch. Metro eröffnet das Gespräch mit einer direkten Frage (16–20):

- Metro: Liebste Koritto, sag mir die Wahrheit: Wer hat für dich den roten Dildo gemacht?
 Koritto: Wo hast du ihn gesehen, Metro?
 Metro: Es war Erinnas Tochter, Nossis, die ihn mir vor ein paar Tagen gegeben hat: ein wunderbares Ding!
 Koritto: Nossis?! Wo hat sie ihn her?
 Metro: Wirst du mich verraten, wenn ich es dir sage?

Metro kann ihr Geheimnis nicht für sich behalten und verrät, dass sie den wunderbaren Dildo von einem Schuster hat, eine Spezialanfertigung (60–73):

Er arbeitet zu Hause und verkauft seine Sachen heimlich (...) aber seine Kunstfertigkeit ist bewunderungswert, meine Liebe, du würdest meinen, den Dildo hat nicht er selbst, sondern die Göttin Athene persönlich verfertigt. Ich kaufte gleich zwei, liebe Metro, und kann dir sagen – wir sind ja alleine –, dass das Ding härter ist als die Sache in Natur, und nicht nur das, sondern gleichzeitig sanft auch und geschmeidig – ein Traum! Die Bände zur Festi-

gung waren mehr wollig als ledern – so weich! – kurzum: einen anderen Schuster, der den Frauen so wohlgesonnen ist, wirst du nicht finden.

Als auch Koritto die Adresse des freundlichen Schusters erfahren hat, verabschiedet sie sich sehr eilig (95–98):

Ich muss jetzt weg! Auf Wiedersehen, liebe Koritto, mein Mann ist hungrig, und es ist höchste Zeit, dass ich nach Hause gehe!

Ob Koritto gleich nach Hause gegangen ist, oder doch vorher noch den Schuster aufsuchte, wissen wir nicht. In einem weiteren Gedicht von Herodas (*Mimjambus* 7) finden wir Metro jedenfalls schon wieder bei ihrem Schuster. Diesmal hat sie ihre Freundinnen mitgebracht, damit sie sich vor Ort von der Qualität der Ware überzeugen können.

Alle diese Gedichte aus der hellenistischen Zeit sind für ein sehr gebildetes Publikum der griechischen Oberschicht verfasst und operieren auf verschiedenen Ebenen: Sie bedienen sich einer Sprache, die voller literarischer Allusionen ist und ein tiefes Verständnis der Werke der älteren Literatur voraussetzt, ihre metrische Gestaltung ist perfekt und sehr kompliziert – kurzum, es handelt sich um elitäre Literatur. Was für einen Auführungskontext wir uns für diese Gedichte vorstellen sollen, ist in der Forschung immer noch eine umstrittene Frage. Es ist aber ziemlich wahrscheinlich, dass das Publikum zumindest teilweise auch aus Frauen bestand. Dafür haben wir nur indirekte Hinweise: So werden z. B. in manchen Gedichten ptolemäische Königinnen angesprochen, andere wiederum sind ihnen sogar gewidmet. Wenn die Königinnen eine wichtige Rolle in der Patronage der Literatur spielten, so folgten jedenfalls die Angehörigen der oberen Schichten ihrem Beispiel. Wenn die Frauen in der hellenistischen Epoche in der Regel eine bessere Ausbildung erhielten und lesen und schreiben konnten, wofür wir direkte Zeugnisse besitzen, dann ist es auch wahrscheinlich, dass sie dieses Wissen nicht nur zum Verfassen von Briefen und Verträgen verwendeten, sondern sich auch dem Literaturgenuss hingaben. Das Bild der Frau, das ihnen in der zeitgenössischen Literatur entgegentrat, war jedoch ein völlig anderes als das klassische. Wie haben sie sich selbst wahrgenommen? Waren sie verzweifelt? Konnten sie über sich selbst lachen? Haben sie das neue Gedicht von Herodas unter-

einander diskutiert? Gar den Schuster aufgesucht? Aber auch die klassischen Vasenbilder mit den Darstellungen verschiedener Sexualpraktiken waren keine Billigware für die Kunden eines schäbigen Sex-Ladens, sondern wurden für die Mitglieder der Oberschicht produziert, um bei einer sehr wichtigen und repräsentativen Veranstaltung – dem Symposion – gebraucht und bewundert zu werden. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch die Mimjamben von Herodas für eine Aufführung vor einem gebildeten und vornehmen Publikum verfasst worden sind.

In unserer Gesellschaft nennt man Bilder und Texte, die so explizit sind, Pornographie und zeigt sie nicht seinen Freunden nach einem gepflegten Abendessen. Sie sind etwas, was in Plastik verschweißt verkauft und unter dem Bett versteckt wird und vor allem nicht salonfähig ist. Deshalb wurden diese Bilder und Texte jahrhundertlang ignoriert – eben weil sie nicht zu dem Bild der Griechen passten, das die damaligen Gesellschaften konstruieren wollten. Die manchmal schockierend expliziten Darstellungen der Sexualpraktiken stellen aber einen wesentlichen Aspekt des antiken Lebens dar und verdienen unsere Aufmerksamkeit. Und es gibt gute Gründe, zuversichtlich zu sein, dass ein Versuch, diese Bilder- und Textsprache der Antike zu verstehen, uns auch dabei helfen wird, auch unser Bild von uns selbst besser zu verstehen.

Anmerkungen:

¹ *Victoria Berenices* ist nur fragmentarisch erhalten (Supplementum Hellenisticum Fr. 254 + 383 Pfeiffer). Eine gute deutsche Übersetzung ist in der Ausgabe der gesamten Werke von Kallimachos von Marcus Asper (Darmstadt 2005) zu finden.

Weiterführende Literatur:

Die Forschungsliteratur zum Leben der Frauen in der Antike ist mittlerweile fast unübersichtlich geworden. Eine sehr gute, inzwischen auch auf deutsch erschienene Textsammlung ist

S.B. Pomeroy: *Goddesses, Whores, Wives, and Slaves: Women in Classical Antiquity*. New York 31995. (übersetzt von N.F. Mattheis unter dem Titel „Frauenleben im klassischen Altertum“, Stuttgart 1985).

Eine gute Einführung in die antiken Frauendarstellungen (in den Texten und in der bildenden Kunst) bieten folgende Werke:

E. Cantarella: *Pandora's Daughters: The Role and Status of Women in Greek and Roman Antiquity*. Translated by Maureen B. Fant. Baltimore 1987.

A. Dierichs: *Erotik in der Kunst Griechenlands. Zaberns Bildbände zur Archäologie*, Bd. 9, Mainz 1993

E. Fantham et al.: *Women in the Classical World: Image and Text*. New York, Oxford, 1987.

C. Reinsberg: *Ehe, Hetärenum und Knabenliebe im antiken Griechenland*, München 1989

A. Richlin (Hrsg.): *Pornography and Representation in Greece and Rome*, Oxford 1992

Für die Kunst der hellenistischen Zeit ist J. J. Pollitt: *Art in the Hellenistic Age*, Cambridge 1986 immer noch ein klassisches Einführungsbuch, für die Darstellungen der Herrscher in der hellenistischen Kunst ist R. R. R. Smith: *Hellenistic Royal Portraits*, Oxford 1988 empfehlenswert.

Abbildungsnachweis:

Fotovorlagen: Dierichs (I); Smith (II)

1. Cambridge, Corpus Christi (I)
2. Brüssel, Musée Royaux d'Art et d'Historie R 351 (I)
3. Kantharos, Boston, Museum of Fine Arts 95.61 (I)
4. Kylix, Paris, Louvre G13 (I)
5. Kylix, Leningrad, Ermitage 14611 (I)
6. Goldene Oktodrachme, hg. von Ptolemaios II in Alexandrien; New York, American Numismatic Society (II)
7. Goldene Oktodrachme, hg. von Ptolemaios II in Alexandrien; New York, American Numismatic Society (II)
8. Antikenmuseum Charlottenburg, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz F 2414 (I)
9. Kylix, Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Antikenmuseum F 2530 (I)

Hans-Dietrich Kahl

Der Staat der Karantanen

Der Forschungsansatz eines Historikers der Kriegsgeneration*

Niemand kann lebhafter bedauern als ich selbst, dass es mir unmöglich ist, die folgenden Ausführungen in eigener Person vorzutragen. Seit Jahren habe ich mir eine intensive Diskussion der Fragen gewünscht, die mein Buch nun zusammenfasst. Die gegenwärtige Veranstaltung eröffnet die Aussicht, dass sie jetzt in Gang kommen könnte. Doch meine 83 Jahre fordern ihren Tribut. Ich muss mich darauf einstellen und kann dafür nur um freundliche Nachsicht bitten.

Was habe ich gewollt? Ich komme aus der Tradition von HERBERT LUDAT (1910–1993), an dessen Institut in Gießen ich sechs Jahre lang arbeiten durfte; zugleich bestimmt mich der Wunsch, zur Fortsetzung des Lebenswerks meiner verstorbenen Freunde WOLFGANG H. FRITZE (1916–1991) und FRANTIŠEK GRAUS (1921–1989) beizutragen. Wir entstammen Jahrgängen, die tief vom Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen gezeichnet sind, auf sehr verschiedene persönliche Weise. Diese Erfahrung hat uns, wie vielen anderen auch, in besonderer Intensität bewusst werden lassen, wie verfehlt und unzulänglich die so lange gepflegte Geschichtskonzeption eines LEOPOLD VON RANKE (1795–1886) bei all ihrer anregenden Wirkung in Wahrheit war, diese Konzeption vom romanisch-germanischen Abendland. Die endliche Einbeziehung vor allem der slawi-

schen Partner, aber auch der Balten, Finnen, Ungarn und anderer ist überfällig, ein Gebot der Klärung unserer gemeinsamen europäischen Identität, und dazu gehört die Besinnung auf den vielfältigen Austausch von Bevölkerungselementen hin und her, begleitet von Sprachwechseln und anderen Assimilationsvorgängen durch die Jahrhunderte hin, die dann den Blick auf gleichwohl fortbestehende Gemeinsamkeiten immer wieder vernebelt haben. Zu den Faktoren, die das heutige Deutschtum vom älteren Germanentum trennten, gehört die Überschichtung und Einschmelzung bedeutender keltoromanischer und slawischer Elemente, deren Nachkommen in jüngeren Generationen von denen der sprachbestimmenden Germanengruppen nicht mehr zu trennen sind – beide sind eins. Es wäre leicht, dieses Beispiel durch weitere zu ergänzen.

Einsichten solcher Art, die ich genauer klären wollte, haben mich vor fünf bis sechs Jahrzehnten dazu gebracht, besondere wissenschaftliche Aufmerksamkeit dem Beginn der Auseinandersetzung von Festlandswestgermanen, nachmals Deutschen, mit Trägern slawischer Idiome zuzuwenden. Man weiß: Es handelt sich dabei um eine Serie von zeitlich gestaffelten Prozessen des Früh- und Hochmittelalters, die sich in einer breiten Berührungszone, grob gesagt, zwischen Adria und Ostsee abspielten, entlang einer Linie, die zur Zeit Karls des Großen ungefähr von Kiel über Magdeburg, Erfurt, Bamberg, Passau, Linz nach Aquileia verlief – sehr ungefähr. Diese Zone habe ich nach und nach mit den nötigen landesgeschichtlichen Methoden zu durchdringen versucht – es versteht sich von selbst, dass sich das nicht gleichmäßig verwirklichen ließ, sondern nur in wechselnden Schwerpunkten. Ich fing dabei nicht mit den Karantanen an, sondern in Gebieten wie Brandenburg und Meck-

* Bemerkungen zu meinem Buch „Der Staat der Karantanen“, anlässlich seiner Präsentation im slowenischen Kulturinstitut zu Wien am 17. Juni 2003, verlesen von Ernst Bruckmüller, gedruckt in slowenischer Übersetzung von Amalija Maček Mergole unter dem gleichbedeutenden Titel: *Nekaj misli o moji knjigi „Država Karantancev“* (Ljubljana 2002) ob njeni predstavitvi v Slovenskem znanstvenem inštitutu na Dunaju, dne 14. junija 2003, in: *Zgodovinski časopis* 58 (2004), S. 489–491. Das seinerzeit präsentierte Buch fügt sich in ein seinerzeit am Gießener Historischen Institut durchgeführtes Forschungsvorhaben „Mittelalterliche und neuzeitliche Staatlichkeit“ ein, das von einem Graduiertenkolleg begleitet wurde.

lenburg, die mir aus persönlichen Gründen zunächst näher lagen, doch es war unvermeidlich, dass der Blick früh auch vom Ostalpenraum angezogen wurde: Dort war es, wo diese welthistorische Auseinandersetzung die ersten sichtbaren Wellen schlug, und dort entstand, eben durch die Karantanen, das einzige slawisch bestimmte Machtgebilde, von dem zwischen Spätantike und Karolingerzeit wenigstens einige Grundzüge deutlicher fassbar werden. Nach der Überfütterung mit falschem Germanenstolz, wie ich sie in den Jugendjahren erfahren hatte, reizte es mich, neben Goten, Franken und sonstigen Stars der so genannten Völkerwanderung einmal etwas Andersartiges in den Blick zu bekommen, andersartig bis in die religiösen Fundamente hinein, denn hier musste das Entscheidende vor Beginn der Christianisierung geschehen sein und ohne die Mitwirkung von mehr oder weniger intakten christlichen Kirchen als kontinuierlichen und staatstragenden Faktoren. Das eindrucksvolle AWARENBUCH des jungen Wiener Kollegen WALTER POHL (1988), über dessen angekündigte Mitwirkung bei dieser Veranstaltung ich mich besonders freue, machte vollends deutlich, wie wichtig Ergänzungen dieser Art neben einer Weiterführung herkömmlicher Forschungsrichtungen für dieses Zeitalter werden können. Der Wunsch, etwas möglichst Vergleichbares für die Karantanen in die Hand zu bekommen, wurde dringlicher. Dabei war freilich guter Rat teuer. Die unmittelbar verfügbare Informationsbasis für die Karantanen – man kann es drehen und wenden, wie man will – bleibt dürftig. Sie selbst haben, wie viele andere, auch germanische Gruppierungen der Zeit, nichts Schriftliches hinterlassen, und was die christlich-deutschen Partner festzuhalten für richtig fanden, ist aus begrenztem Gesichtskreis, mit einseitiger Blickrichtung geschrieben und zudem tendenziös zurechtgestutzt. Die Fachliteratur bot gewisse feste Vorstellungen, traditionsmäßig von Handbuch zu Handbuch weitergegeben, die ich zunächst übernahm. Beim Versuch, sie mit den Quellen in Einklang zu bringen, ergaben sich allerdings Schwierigkeiten, die bereinigt werden mussten, so oder so. Dies geltend zu machen, war

jedoch eine Sache für sich. Es störte. Ein hochverdienter Altmeister einschlägiger Landesforschung, bei dem ich einen Termin deswegen erbat, beschied mich beispielsweise, das sei doch alles längst erforscht, und man brauche darauf keine Zeit mehr zu verwenden. Er weilt inzwischen nicht mehr unter den Lebenden. Andererseits fand ich in Nachbarfächern Ergebnisse, die integriert zu werden verdienten. Von ihrer Aufnahme dort, wo es darauf ankam, bemerkte ich nichts.

So suchte ich, am Ball zu bleiben, um eigene Vorstellungen weiter zu klären, und kam, wie mir schien, voran. Nie allerdings hätte ich von mir aus gewagt, diese Ergebnisse zu einer umfassenden Monographie auszubauen, denn mir fehlte und fehlt leider eine fundamentale Voraussetzung: Ich vermag die wichtigen Vorarbeiten in slowenischer Sprache nicht gebührend einzubeziehen. Diesen Mangel empfand und empfinde ich stark. Doch die Neubesinnung der Geschichtswissenschaft im endlich selbstständigen Slowenien öffnete mir trotzdem, fast unvermittelt, eine Tür. Ausgerechnet von dieser Seite sah ich mich als Diskutant angenommen und schließlich zur ausführlichen Darstellung eingeladen! Es war eine erhebliche Herausforderung, doch ich habe mich ihr gern gestellt, obwohl ich eigentlich andere Pläne hatte, die nun wohl unausgeführt bleiben werden. Ich erfuhr alle nur denkbare Unterstützung, und dank des fast unwahrscheinlichen Engagements, mit dem meine slowenischen Freunde die Arbeit begleitet und gefördert haben, liegt das Ergebnis nun vor. Ich kann nicht ausdrücken, wie dankbar ich dafür bin, und darf dazu in erster Linie meine Freunde RAJKO BRATOŽ und ANDREJ PLETERSKI nennen.

Zunächst galt es, die Materialbasis so weit wie irgend möglich abzurunden. Am wichtigsten war die Ergänzung des Quellenbestandes, der dem Historiker zunächst offen steht, durch den Beitrag der Archäologie. Auch dabei fand ich großzügige, selbstlose Unterstützung, vor allem durch meinen Freund FRANZ GLASER in Klagenfurt/Celovec. Sprachwissenschaftliche und religionswissenschaftliche Ansätze ließen sich hinzunehmen. Den so erschlossenen Gesamt-

bestand suchte ich in einer Weise anzugehen, die auf diesem Schauplatz noch wenig eingesetzt worden ist, nämlich mit komparatistischen Methoden. Besser bezeugte Heimaträume frühslawischen Lebens zeigen deutlicher, was damals möglich war, zeitlich etwas später, aber mit der für so viele europäische Entwicklungen maßgeblichen Phasenverschiebung. Sollte es zu dem, was dort berichtet wird, bei den Karantanen wirklich keine Entsprechungen gegeben haben – Entsprechungen, nicht unbedingt Parallelen?

Hier liegt eine Falle verborgen, die umgangen werden muss. FRANTIŠEK GRAUS und andere haben eindringlich darauf hingewiesen, dass bei der riesigen Ausdehnung slawischer Sprachgebiete allein aus der Tatsache sprachlicher Verwandtschaft nicht ohne weiteres auf Gemeinsamkeiten auch rechtlicher und sonstiger Art geschlossen werden darf. Sind Fragen gekennzeichneten Schlages jedoch erst einmal aufgeworfen, so beginnt das karge karantansche Material nicht selten, auf bisher unbeachtete Weise zu sprechen; kleine Andeutungen, die man sonst leicht übersieht, gewinnen mit einem Schlag Gewicht. Dass allerdings im landeseigenen Quellenmaterial Anknüpfungspunkte vorhanden sein mussten, war mir ein methodischer Grundsatz, dessen Einhaltung unabdingbar blieb. Von daher ergaben sich unter Umständen Varianten gegenüber sonst Bekanntem. Im Übrigen konnte ich auf einer gewissen Landeskenntnis fußen – Wandern und Reisen war für mich seit je eine der wichtigsten historischen Hilfswissenschaften. Dies kam besonders dem Versuch zugute, die Grenzen des Karantanenstaates wenigstens ungefähr abzustecken über ein bloßes Vermuten hinaus.

Über all diesen Bemühungen wurde eins deutlich: Das Analysieren des Karantanenstaates und seiner Voraussetzungen ergab zugleich einen Beitrag zur allgemeinen Ethnogeneseforschung, deren moderne Methoden nach meinem Eindruck auf diesem Gebiet gleichfalls noch nicht angewandt worden waren. Ich glaube, dabei auch zur Präzisierung der Fachterminologie beigetragen zu haben, indem ich dem *Ethnos* als einer sprachlich und kultu-

rell einigermaßen einheitlich durchgeformten Größe die *Völkerschaft* gegenüberstellte, eine sprachlich und kulturell heterogene Vereinigung, die, wenn ihr Zeit bleibt, zum geschlossenen Ethnos heranreifen kann, ohne dass dies notwendig geschehen muss. Eine solche Völkerschaft sind nach meinem Eindruck die Karantanen geblieben, im Beginn einer Ethnogenese, die vorzeitig abgekappt wurde, wobei ihr Untergang mir als eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung des jüngeren Slowenentums erscheint – hätte ihr Staatswesen fortbestehen und sich festigen können wie etwa das böhmische, so hätten seine Grenzen vermutlich für eine weitergreifende Ethnogenese, wie sie dann Wirklichkeit werden konnte, hemmend gewirkt. Außer diesem terminologischen Vorschlag schien es mir wichtig, die Bedeutung von Sprachbewegungen stärker in den Blick zu rücken, d. h. von vor allem lautlichen Veränderungen, wie sie sich nachweislich immer wieder ohne Rücksicht auf gegebene politische Grenzen auszubreiten pflegen, ohne dass sie zwingend einem ethnogenetischen Prozess entsprechen oder in ihren Wirkungen auf Wanderungen ethnischer Gruppen hinweisen. Die Germanistik hat vor allem in Niederösterreich und Kärnten zahlreiche Spuren entdeckt, die als Relikte einer frühen bayerischen Ausbreitung in diese Gegenden gedeutet werden, mindestens schon im achten Jahrhundert. Die Befunde werden sich kaum anzweifeln lassen, wohl aber die Interpretation. Ohne selbst eine abschließende Klärung herbeiführen zu können, muss ich fragen, ob hier nicht Sprachbewegungen im Spiele sind, z. B. Wirkungen der hochdeutschen Lautverschiebung, die sich auf teilweise ausdrücklich nachweisbare Germanenreste der Völkerwanderungszeit gemeinsam mit den Baiern und anderen erstreckten, ohne dass ein Siedlungsvorgang dahinter steht. Dass Germanen in fremdsprachiger Umgebung ihre angestammte Sprache noch generationenlang festhalten konnten, und sei es im Rahmen allgemeiner Zwei- und Mehrsprachigkeit, wird in frappierender Weise durch die Krimgoten erwiesen, für die noch im 16. Jahrhundert Aufzeichnungen aus der lebenden Sprache mög-

lich waren. Diese Elemente wären dann im nachrückenden Baiertum aufgegangen zu denken. – Auch an der Entstehung des Slowenentums könnte ich mir ein Bündel unterschiedlicher Sprachbewegungen, die von außen ins Land drängten, als maßgeblich beteiligt vorstellen, doch auch das wäre noch genauer zu untersuchen.

Unter den Strukturelementen, die sich mir für den Karantänenstaat abzuzeichnen scheinen, ist neben slawischem Erbe auch eine vorübergehende steppennomadische Überformung in Rechnung zu stellen. Das Gesamtergebnis lässt sich als eine Modellvorstellung bezeichnen, die allgemeine Orientierung ermöglicht, ohne in allen Einzelheiten strikt beweisbar zu sein. Die Quellenlage zwingt uns, mit Wahrscheinlichkeitsgraden zufrieden zu sein – nur selten sind

strikte Beweise möglich. Unzweifelhaft wird an dem, was ich vorzulegen versuchte, manches verbesserungswürdig und modifizierbar sein. Das liegt in der Natur der Sache. Das Bemühen um Quellennähe wird man mir nicht absprechen können, und im Ganzen denke ich, hat sich die Mühe gelohnt, um mindestens einmal in der Zusammenfassung von Gesichtspunkten eine neue Basis für weitere Forschungen zu gewinnen.

Wer es besser kann, lasse sich nicht aufhalten. Ich will nicht recht behalten, sondern wissenschaftlichen Fortschritt erreichen, und das geht nie durch monologische Verkündung, sondern immer nur im Diskurs, in dem Positionen bezogen und geprüft, verworfen oder akzeptiert werden. Zu diesem Diskurs wollte ich meinen Teil beigetragen haben.

Gastroenterologie in Gießen

Seit Juni 2005 gibt es an der Justus-Liebig-Universität Gießen einen Lehrstuhl für Gastroenterologie. Eines der größten Fächer der Inneren Medizin hat nun seinen entsprechenden Platz in Krankenversorgung, Forschung und Lehre in Gießen einnehmen können. Im folgenden möchte ich die Gastroenterologie am Universitätsklinikum Gießen und Marburg, Standort Gießen, anhand zweier Schwerpunkte kurz vorstellen: die Endoskopie und die gastroenterologische Grundlagenforschung.

Was ist die Gastroenterologie?

Die Erkrankungen der Verdauungsorgane stellen einen wesentlichen Bereich der klinischen Medizin dar. Die rasante Entwicklung bildgebender Verfahren (wie z. B. der hochauflösenden Endoskopie) wurde unter den drängenden Erfordernissen gastrointestinaler und hepatologischer Erkrankungen vorangetrieben. Gastroenterologie und Hepatologie haben den exponentiellen Anstieg klinisch relevanten molekularbiologischen Wissens ganz wesentlich stimuliert.

Was ist die Endoskopie?

Die Endoskopie erlaubt die diagnostische Betrachtung (= „Spiegelung“) von Körperhöhlen und Hohlorganen mit einem Endoskop. Ein Endoskop ist ein schlauch- oder röhrenförmiges, mit einer Lichtquelle und einem optischen System ausgestattetes Instrument. Ein elektronisches Endoskop verfügt zudem über einen Mikroprozessor (= Chip als miniaturisierte Fernsehkamera) an der Spitze, welcher die Signale zu einem Videoprozessor leitet, der diese zu einem hochauflösenden Monitorbild verarbeitet. Die Endoskopie wird zum Teil kombiniert mit kleinen operativen Eingriffen oder auch zeitgleich mit anderen Bildgebungen wie Sonographie und Röntgendiagnostik.

Endoskopische Diagnostik

Mit Endoskopen können wir in den Magen, in einen Teil des Dünndarms und in den Dickdarm hineinschauen und die Schleimhaut (Mukosa) genau inspizieren. So lassen sich Erkrankungen erkennen, die sonst verborgen blieben wie z. B. Entzündungen, Schleimhautdefekte wie Geschwüre und vor allem Tumore (gutartige oder bösartige). Viele dieser Erkrankungen rufen überhaupt keine Beschwerden hervor und können daher nur über eine Spiegelung entdeckt werden. Andererseits finden wir häufig durch die Endoskopie die Ursache von Beschwerden im Bauchraum (Abdominalbereich). Mit kleinen Zangen können Gewebeproben aus der Mukosa und aus erkrankten Arealen entnommen werden, die in der Folge feingeweblich untersucht werden können (Histologie). Oft kann die Diagnose einer Erkrankung nur durch die Gewebentnahme gestellt werden.

Endoskopische Therapie

Andererseits ermöglicht die Endoskopie, Instrumente in den Magen und Darm einzuführen, mit deren Hilfe kleine Eingriffe wie Blutstillung, Klammern von Schleimhautrissen oder die Entfernung von Tumoren durchgeführt werden können. Wir können mit Spezialgeräten (Savary Tuben, pneumatische Dilatatoren, Argon Plasma Beamer) Engstellen aufdehnen, aufbrennen oder mit Spezialröhrchen, sog. Stents, Engstellen überbrücken. Die Möglichkeiten der interventionellen Endoskopie erlauben häufig den Verzicht auf eine Operation.

Die Geschichte der Gastroenterologie und Endoskopie

Schon beim 1. Kongress für Innere Medizin 1882 in Wiesbaden waren unterschwellige Tendenzen zur Bildung von organspezifischen Untergruppen



Abb. 1: Adolf Kussmaul (1822–1902)

vorhanden. Sowohl Frerichs, Präsident dieser 1. Tagung, als auch Teilnehmer der Tagung in Leyden 1886 brachten ihre Bedenken gegen eine Aufspaltung des neuen Faches zum Ausdruck. Frerichs selbst hatte schon 1881 ein Buch über Leberkrankheiten herausgegeben. Ismar Boas – ein Schüler Ewalds – eröffnete 1886 in Berlin eine Praxis als "Spezialist für Magen-Darm-Krankheiten". 1890 erschien sein Buch über Magenkrankheiten. 1897 kam es zur ersten Gesellschaftsgründung für Gastroenterologie, nämlich der American Gastroenterological Association, auch angeregt durch Boas. Den 1. Lehrstuhl für Gastroenterologie erhielt 1888 Einhorn (auch ein Schüler Ewalds) in New York.

1868 gelang es Kussmaul (Abb. 1) in Freiburg erstmals, eine Metallröhre (Durchmesser 1,3 cm) einem Schwertschlucker vom Mund bis in den Magen vorzuschieben. Die Beleuchtung erwies sich als zu schwach und das Sichtfeld war zu klein. Ab 1869 wurde ein Magenschlauch zur Therapie und ab 1897 zur Sekretgewinnung (Diagnostik) eingesetzt.

Als eigentlicher Begründer der gastrokopischen Methode („Magenspiegelung“) befestigte der Chirurg v. Mikulicz 1881 an ein starres Gastroskop eine Beleuchtungsanordnung an der Gastroskopspitze. Nach Herausgabe des Lehrbuchs der Gastroskopie durch Schindler 1923 und mit der Entwicklung eines halbflexiblen Gastroskops von Wolf und Schindler 1932 wurde die Handhabung so verbessert, dass sich die Methode etwas verbreiten konnte. Zu dieser Zeit (1924) wurde eine der ältesten medizinischen Fachgesellschaften, die Deutsche Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselerkrankungen (DGVS), gegründet. Diese erste Phase der Entwicklung war fast ausschließlich von deutschen Ärzten, Physikern und Technikern bestimmt. Die folgenden Phasen wurden vorwiegend durch amerikanische und japanische Forscher und Praktiker geprägt. So folgte ab 1958 durch Hirschowitz in den USA mit der Einführung der Glasfaseroptik die Einführung von Endoskopen, die flexible Beweglichkeit auf der ganzen Endoskopiellänge aufwiesen (Abb. 2). 1983 stellte die Firma Welch-Allyn das erste

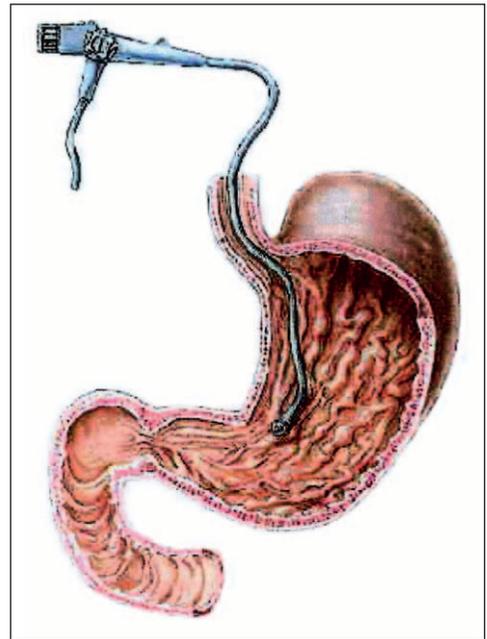


Abb. 2: Flexibles Endoskop

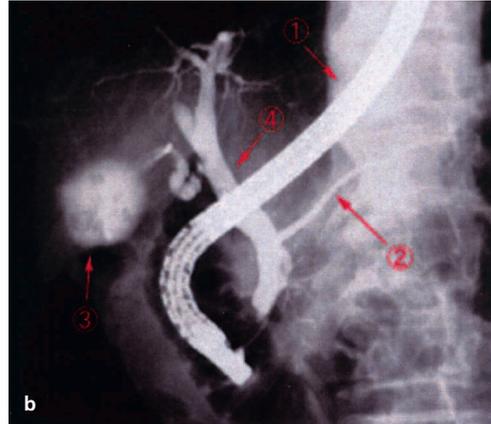
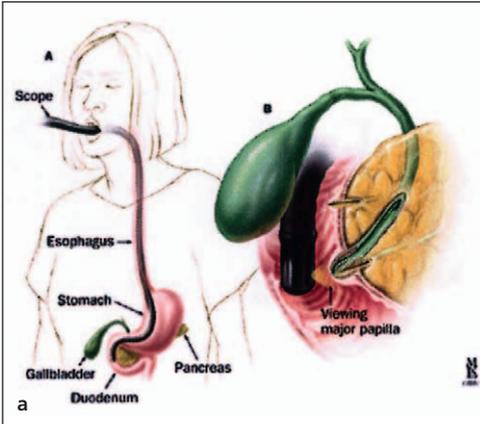


Abb. 3a, b: **a** Prinzip der ERCP. **b** Typisches Röntgenbild der ERCP. 1: Endoskop; 2: Pankreasgang; 3: Gallenblase (steingefüllt); 4: Gallengang

Videoskop mit einem Computerchip an der Endoskopspitze vor. Während die starre Enddarmspiegelung mit äußerer Lichtquelle schon ab 1853 beschrieben wurde, folgte die eigentliche flexible Dickdarmspiegelung (Koloskopie) bald nach der entsprechenden Magenspiegelung 1969. Die Sondierung von Gallengang und Bauchspeicheldrüsengang mit einer Seitblickoptik am Endoskop zur Durchführung einer ERCP (endoskopische retrograde Cholangio-Pankreatikographie) war ab 1970 möglich (Abb. 3). Die Endosonographie, welche die Methoden der Endoskopie mit den bildgebenden Möglichkeiten der Sonographie verknüpfte, wurde zusammen mit anderen Wissenschaftlern von Dr. Strohm 1980 erstmalig eingesetzt. In Gießen haben wir diese Methode, die durch die Möglichkeit der Punktion während des Untersuchungsvorganges erweitert wurde, im letzten Jahr eingeführt.

Kleine endoskopisch-operative Eingriffe gelingen durch Instrumentierhilfen, die in die Arbeitskanäle der Endoskope eingeführt werden. Diese heute unter dem Begriff "Minimal invasive Interventionen" geführten Möglichkeiten begannen etwa 1960 mit der gezielten Entnahme von Gewebeproben und deren mikroskopischer Untersuchung, die dazu führten, dass in der Bildgebung vermutete Befunde beweisend diagnostiziert werden konnten. Ab etwa 1970 erweiterten sich die interventionellen und diagnostischen

Möglichkeiten der Endoskopie in rascher Folge. Viele dieser Verfahrensweisen erscheinen uns heute selbstverständlich:

- 1971 Polypenabtragung von gutartigen Tumoren vom Darm mit einer Diathermieschlinge: Später kam die Möglichkeit der Blutstillung mittels Endoskop hinzu (Abb. 4,5)
- 1973 Papillotomie: Papillenspaltung der Gallengangsmündung in den Darm zur Entfernung von Gallengangssteinen
- 1975 Blutstillung thermisch und (1976) nicht thermisch (Gummibandligatur)
- 1975 Blutstillung durch Unterspritzung mit bestimmten Lösungen bei blutenden Öso-



Abb. 4: Endoskopische Polypektomie

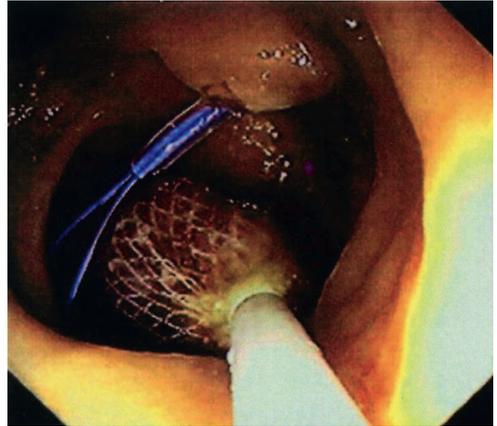
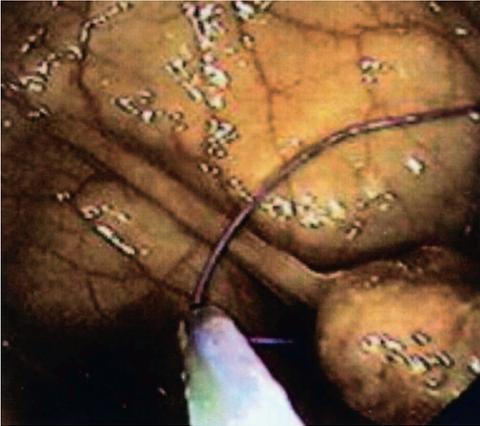


Abb. 5: Endoskopische Schlingenabtragung eines Kolonpolypen mit Endo-Loop

phagusvarizen oder blutenden Magengeschwüren; Einführung von Clips zur Blutstillung (z. B. bei Gefäßstümpfen) (Abb. 6)

1979 Gallengangsdrainagen aus Kunststoff und später aus Metall

1983 Dehnung (Dilatation) der verengten Speiseröhre und Metallprothesen der Speiseröhre bei Tumoren

1985 Therapie von Bauchspeicheldrüsengangsteinen

1986 Extrakorporale Stoßwellenlithotripsie von Gallengangssteinen und intrakorporale erkennende gepulste Laserlithotripsie

1995 Kurative Therapie früher Karzinome der Speiseröhre und des Magens durch flache Abtragung des Schleimhaut-Tumors (Endoskopische Mukosaresektion [EMR]) (Abb. 7)

2002 Einführung der Videokapselendoskopie (Given Imaging)

Parallel zur Entwicklung der endoskopischen Möglichkeiten entwickelten sich andere Verfahren der Bildgebung, die früher eher konkurrierten, während sie inzwischen integriert und komplementär eingesetzt werden. Die von

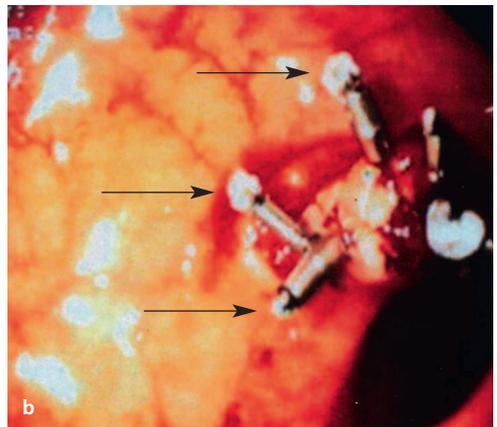
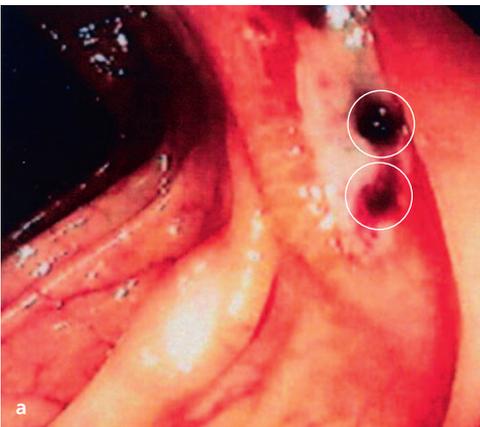


Abb. 6a, b: Komplikationen Blutung. **a** Gefäßstümpfe (O). **b** Blutstillung mittels Clip (→)

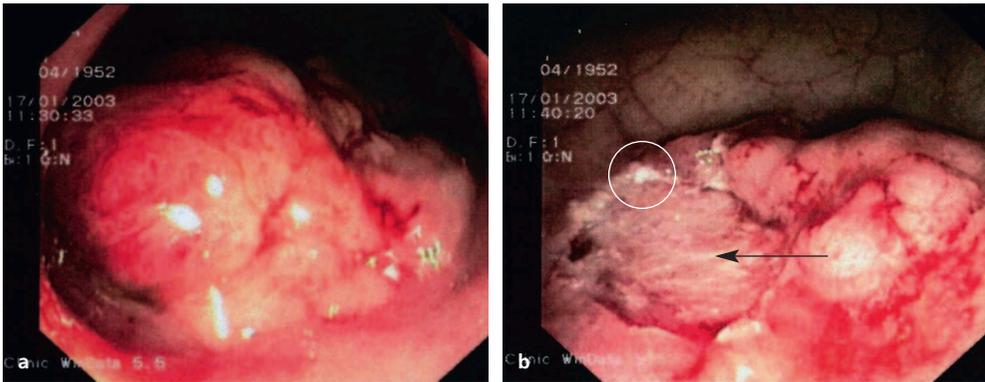


Abb. 7a, b: Mukosektomie in Piece-meal-Technik. **a** Breitbasig aufsitzender Polyp. **b** Absetzungsrand (O), Submukosa (←)

Röntgen 1895 entdeckte Röntgenstrahlung führte um die Jahrhundertwende zu ersten Versuchen der röntgenologischen Magen-Darm-Darstellungen. Etwa ab 1955 kann man von einer weiten Verbreitung der radiologischen Diagnostik des Verdauungstraktes mit Kontrastmitteln sprechen. Seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts steht die Sonographie (Ultraschalluntersuchung) zur Verfügung und seit den neunziger Jahren die Kernspintomographie (Magnetresonanztomographie). Diese Methoden werden als Partner zeitgleich mit der Endoskopie eingesetzt: im Rahmen der Endosonographie (Ultraschallgerät an der Endoskopspitze) und bei der ERCP (Endoskopische retrograde Cholangiopankreatikographie, d.h. der Darstellung von Gallengängen und Bauchspeicheldrüsengängen) unter Röntgendurchleuchtung sowie bei kleinen operativen Eingriffen wie Drainageanlagen, Steinentfernungen, Dilatationen etc. unter radiologischer Kontrolle.

Wie sieht es heute an der Gießener Universitätsklinik im Bereich Gastroenterologie aus?

Innerhalb der Funktionsdiagnostik der Abteilung für Gastroenterologie finden sich sieben großzügige, mit allen Details einer modernen Endoskopieeinheit ausgestattete Räume für Gastroskopie, Koloskopie, Endosonographie, Laparoskopie, Videokapselendoskopie, Ultra-

schall und Funktionsdiagnostik (Manometrie, pH-Metrie). Die ERCP wird in dafür geeigneten Räumen mit Röntgen- und Durchleuchtungseinrichtungen durchgeführt.

Zur Untersuchung stehen modernste kleinelumige Video-Endoskope mit Großbildschirmen zur Verfügung. Die Geräte werden nach jeder Untersuchung mit modernen Endoskopiewaschmaschinen keimfrei gereinigt. Spezialinstrumente werden durch Vor- und Nachbearbeitungen behandelt, im Ultraschallbad und mit Druckluft gereinigt und zum Schluss desinfiziert. Übertragungen von Krankheiten, insbesondere bakterielle Infektionen wie Tuberkulose oder die infektiöse Hepatitis werden sicher verhindert. Die Keimfreiheit wird ständig vom Institut für Hygiene überwacht.

Während der Untersuchung wird der Patient an ein Überwachungssystem angeschlossen, womit das Herz durch laufendes EKG-Monitoring, der Sauerstoffgehalt im Blut und der Blutdruck bestimmt werden. Die Videoprozessorendoskopie sorgt für hochauflösende Bilder zur Früherkennung kleinster Veränderungen. Kontrastverstärker, Lupentechniken und Färbemethoden erlauben eine bessere Differenzierung kleiner oder flacher Schleimhautveränderungen. Die Dokumentation und Speicherung wird durch computerisierte Informationsverarbeitung, Bild-, Röntgen- und Videoaufzeichnungen erzielt und den weiterbehandelnden Ärzten zur Verfügung gestellt. Die Patienten werden von einem engagierten Team betreut. Das Endoskopieteam setzt sich

aus erfahrenen Mitarbeitern zusammen, die sich seit Jahren auf diese Aufgabe spezialisiert haben. Außerhalb der Dienstzeit besteht eine Endoskopiebereitschaft von einem Arzt und einer Endoskopie-Schwester bzw. eines Endoskopiepflegers, die rund um die Uhr bei Notfällen gerufen werden können. Notfälle wie ein verschluckter Fremdkörper, gastrointestinale Blutungen oder eitrige Cholangitiden dulden keinen Aufschub und müssen sofort versorgt werden.

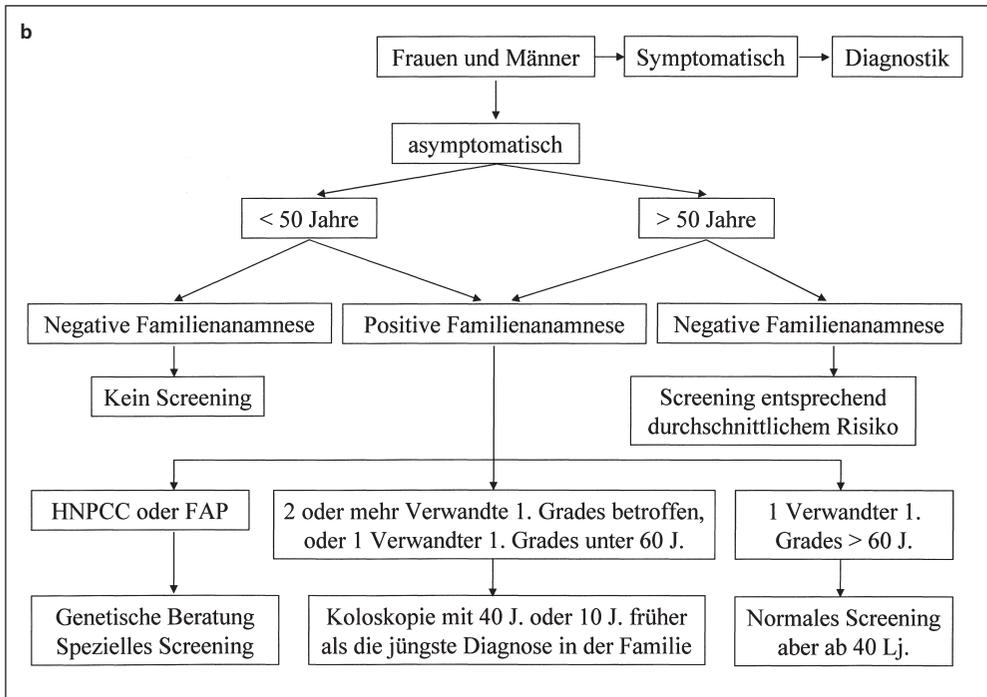
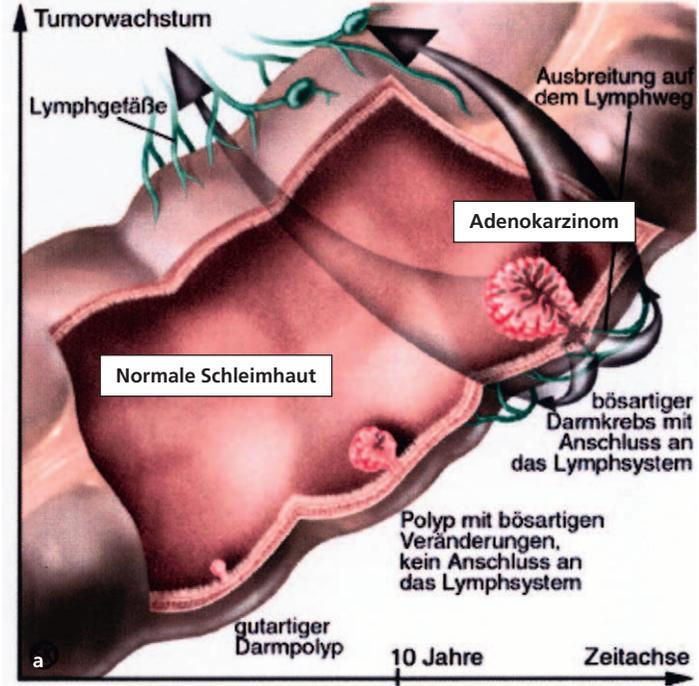
Schließlich gehört zu einem gastroenterologischen Diagnostik- und Therapiezentrum ein gastroenterologisches Funktionslabor, in dem Körperfunktionen getestet werden können, die sich einer üblichen Bildgebung entziehen und die nicht durch einfache Blutuntersuchungen festgestellt werden können:

- Wasserstoff-Atemteste = H₂-Exhalationsteste mit verschiedenen Test-Substanzen wie
 - a) Lactulose zur Bestimmung der Passagezeit im oberen und mittleren Magen-Darm-Trakt (Transitzeit)
 - b) Lactose zum Nachweis einer Milchzuckerunverträglichkeit (= Lactasemangel bzw. Laktoseintoleranz)
 - c) Glucose zum Nachweis einer fehlerhaften Dünndarmflora mit Dickdarmbakterien (= bakterielle Fehlbesiedelung)
- Manometrie: Druckmessung im Bereich der Schließmuskel (Sphinkteren) der Speiseröhre (Ösophagus)
- 24h-pH-Metrie = Messung der Säurebelastung der Speiseröhre:
 - a) Messung einer krankhaften Säurebelastung der Speiseröhre durch Reflux von Magensäure = Gastroösophageale Säure-refluxkrankheit
 - b) Messung einer erfolgreichen medikamentösen Therapie einer Säurerefluxkrankheit (Aufstoßen/Sodbrennen) nach Gabe von Säureblockern

Neben der Diagnose einer Krankheit geht es heute vor allem auch um eine effektive Vorsorge und die Erkennung von bösartigen Krankheiten im Frühstadium, in denen eine Heilung noch möglich ist.

- Magenkrebs-Vorsorge. Durch die Magenspiegelung werden Magengeschwüre frühzeitig diagnostiziert und damit Komplikationen, vor allem die Magenblutung verhindert. Eine Beseitigung der Infektion des Magens mit *Helicobacter pylori* verhindert die Entstehung von Magengeschwüren und vermindert das Risiko für die Entwicklung eines Magenkarzinoms. In Japan werden jährliche Magenspiegelungen als Tumurvorsorgemaßnahme mit Erfolg konsequent durchgeführt.
- Ösophaguskarzinom-Vorsorge. Durch die Speiseröhren/Magenspiegelung kann z.B. ein durch Magensäurereflux ausgelöster Schleimhautumbau am Übergang zum Magen (Barrett-Schleimhaut) so frühzeitig erkannt und behandelt werden, dass sich hier kein Karzinom des Speiseröhren/Magen-Übergangs ausbildet.
- Dickdarmkrebs-Vorsorge. Durch die Dickdarmspiegelung ist es möglich, Adenome („Polypen“, gutartige Tumore) als Vorstufen der bösartigen Darmtumoren (Kolonkarzinome) vollständig abzutragen. Es dauert im Mittel etwa 10 Jahre, bis aus kleinen gutartigen Polypen (Adenomen) gefährliche Karzinome werden. Dieses Zeitfenster kann man nutzen, um das Risiko der Ausbildung eines Karzinoms des Darms auf ein Zehntel zu reduzieren. Aus diesem Grunde empfehlen wir und die Krankenkassen die Koloskopie alle 10 Jahre ab dem 55. Lebensjahr zur Tumurvorsorge (Abb. 8a und b). Bei Vorliegen spezieller genetischer Mutationen wie der familiären Adenomatösen Polyposis (FAP) oder der Hereditären Nicht-Polypösen Carcinomatosis Coli (HNPCC) setzt die Vorsorge erheblich früher ein (Fig. 8b).
- Endoskopische Früherkennung. Durch die über das Endoskop eingeführte Miniatur-Ultraschallsonde sind auf einen Millimeter genaue Differenzierungen am Gewebe möglich bei den Geweben, die den Magen-Darm-Wänden am nächsten liegen. So können heute immer öfter so kleine Tumoren von Gallenwegen oder der Bauchspeicheldrüse diagnostiziert werden, dass diese nicht wie früher bei später Diagnosestellung

Abb. 8a, b: **a** Entwicklung vom Adenom (Polyp) zum Karzinom. **b** Screening beim Dickdarmkarzinom



automatisch mit einer sehr schlechten Prognose gleichzusetzen sind, sondern dass diese in diesem kleinen Wuchsstadium in Zusammenarbeit mit modernster Chirurgie u.a. (multimodaler Therapie) mit Erfolg therapiert werden können.

Durch hochauflösende Geräte und durch Verwendung von Färbemethoden, Lupen, elektronischer Kontrastverstärkung und anderen Bildverarbeitungssystemen gelingt es uns heute, kleinste verdächtige Veränderungen zu finden, die zuvor schlicht übersehen worden wären. Die flachen Polypen des Dickdarms können früh entarten und werden mit diesen Hilfsmitteln gefunden. Durch diese Identifikation können heute Risikokrankheiten beseitigt werden, die früher durch das Vorsorgeraster gefallen wären. Ähnliches gilt für die Diagnostik von kleinen Frühkarzinomen in Speiseröhre und Magen.

Gastroenterologische Grundlagenforschung

Der Schwerpunkt unserer wissenschaftlichen Arbeiten liegt im Bereich Hepatologie und Metastasierung gastrointestinaler Tumore. Ein Forschungsschwerpunkt sind die molekularbiologischen Grundlagen der Leberfibrose. Aus der biochemischen Kenntnis des Zusammenspiels von Matrix-Metalloproteinasen (MMPs, Enzymen, die die extrazelluläre Matrix abbauen) und deren Inhibitoren (TIMPs, Gewebsinhibitoren von MMPs) bei der Fibrosierung wurde ein theoretisches Kon-

zept zur Hemmung der Leberfibrose entwickelt (Abb. 9). Dieses Konzept wurde durch die molekularbiologische Konstruktion eines TIMP-1-Hemmers eines sogenannten TIMP-1-Antagonisten experimentell umgesetzt.

MMPs

Matrix Metalloproteinasen (MMPs) bauen nahezu alle Komponenten der extrazellulären Matrix (ECM) ab. Diese Proteinasen spielen eine zentrale Rolle in vielen biologischen Prozessen wie der Embryogenese, dem Tissue remodeling, der Wundheilung und der Gefäßneubildung (Angiogenese). Bisher sind die Gene von 26 MMPs identifiziert und die meisten sind zinkbindende Fermente aus mehreren Proteinbausteinen. Neue Erkenntnisse über die dreidimensionale Struktur verbessern das Verständnis über die funktionellen Eigenschaften der MMPs. Im gesunden Gewebe ist die proteinspaltende Aktivität der MMPs zum Erhalt der Homöostase innerhalb der ECM exakt durch körpereigene MMP-Inhibitoren (TIMPs) reguliert. Eine Störung dieser Balance ist mit schweren Erkrankungen assoziiert, wie Fibrose, Arthritis und bösartigen Tumoren. Zahlreiche Studien der letzten Jahre haben die Bedeutung der MMPs für Tumorentstehung, -wachstum, -migration, -Angiogenese sowie Invasion und Tumoraussaat belegt. Bestimmte MMPs wie die Gelatinasen (MMP-2 und MMP-9) haben spezielle Aufgaben an der Grenze vom Tumor zum

gesunden Gewebe. MMPs können nicht länger als bloße Abbauwerkzeuge der ECM betrachtet werden, sondern sie sind Teil eines eleganten Kommunikationssystems, durch das Tumorzellen mit dem umgebenden Bindegewebe interagieren.

MMP-Inhibitoren

Es existieren spezifische Inhibitoren, die MMPs und damit den Abbau der ex-

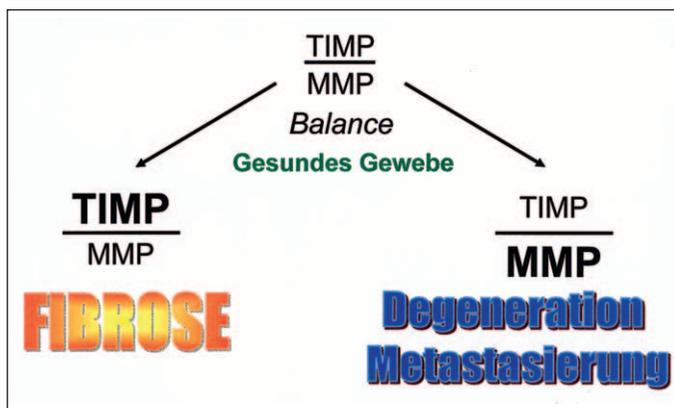


Abb. 9

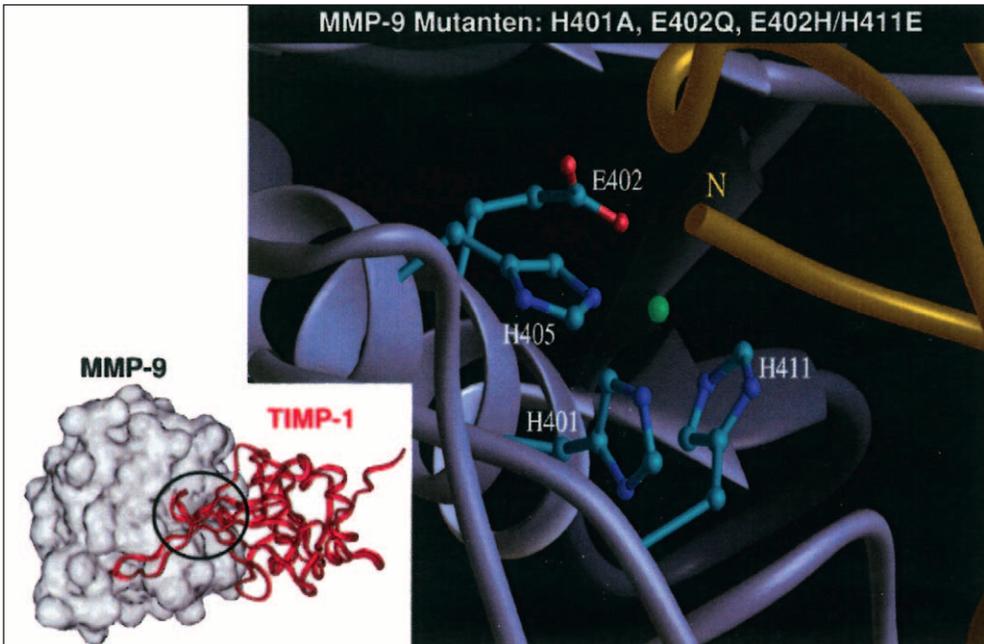


Abb. 10: Aktives Zentrum des MMP-9-TIMP-1-Komplexes (Roeb et al. FASEB 2000; Roeb et al. JBC 2002; Roderfeld et al. 2006)

trazellulären Matrix hemmen, die "Tissue Inhibitors of Matrix Metalloproteinases" (TIMPs). Bedeutsam am Aufbau des Bindegewebes ist das Zusammenspiel zwischen den MMPs und TIMPs. MMPs bauen die Matrix ab. Werden MMPs durch ihre spezifischen Inhibitoren gehemmt, resultiert im gesunden Organismus ein Fließgleichgewicht zwischen Auf- und Abbau. Bei Krankheitsprozessen ist dieses Gleichgewicht gestört. So können hohe TIMP-Spiegel zur Anhäufung von Matrix führen. TIMPs gehören zur Familie der Kollagenase Inhibitoren. 1975 wurde zum ersten Mal über ein Kollagenase hemmendes Protein in Kulturüberständen von humanen Fibroblasten (Gewebezellen) berichtet. Bislang wurden vier TIMPs (TIMP-1, -2, -3, -4) identifiziert, die zu 35-40% in ihrer Aminosäuresequenz identisch sind und deutliche strukturelle Ähnlichkeiten besitzen. Extrazelluläre MMP-Inhibitoren können mit hoher Bindungsstärke an bestimmten MMPs haften. Während TIMP-1 und TIMP-3 vorzugsweise an MMP-9 binden, weist TIMP-2 eine erhöhte

Bindungsstärke gegenüber MMP-2 auf. Die stärkste Bindung zwischen einem TIMP und einer MMP besteht zwischen TIMP-1 und MMP-9 ($K_i < 10^{-10} M$). TIMPs interagieren mit den aktiven Formen der MMPs, indem sie 1:1 Komplexe mit verminderter Wirkung bilden. TIMP-1 ist ein 28,5 kDa- Zuckerpotein mit zwölf konservierten Cysteinresten, wodurch die sogenannte „sechs Schleifen“-Struktur entsteht. Aufgrund dieser Brückenbindungen scheint es relativ resistent gegenüber extremen Temperatur- und pH-Wert-Veränderungen zu sein. TIMP-1 wird durch viele verschiedene Zellen, wie z. B. Fibroblasten, weiße Blutkörperchen, Knorpelzellen, Leberzellen und Vitamin-A-speichernde Zellen in der Leber synthetisiert. Dabei erfolgt eine vermehrte Bildung durch Entzündungsmediatoren wie z.B. IL-6 Typ-Zytokine und transforming growth factor beta. Eine spezifische Herabregulation von TIMP-1 wurde bisher nur durch Kortison und ein Zellgift (Concanavalin A) beobachtet. TIMP-1 hemmt nicht nur den Abbau der Matrix, sondern nimmt auch Einfluss auf das biologische Verhalten der

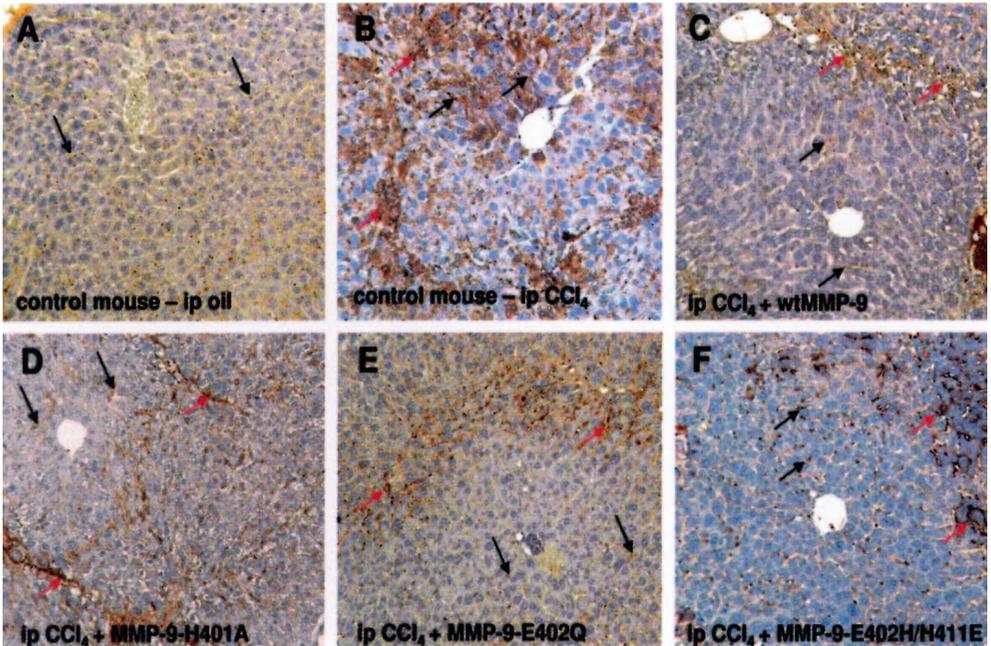


Abb. 11: Kollagen I in Mausleber nach Behandlung mit CCl₄ mit und ohne MMP-9-Mutanten

Zellen. Der Inhibitor induziert Veränderungen in der Zellmorphologie, stimuliert Zellwachstum verschiedener Zelltypen und ist in die Keimzellentwicklung beider Geschlechter involviert. Außerdem wird beschrieben, dass TIMPs mit der Unterdrückung des programmierten Zelltods (Apoptose), mit Gewebeumformung während des Tumorwachstums sowie mit der Zellteilung assoziiert sind. TIMP-1 hemmt die Apoptose in Burkitt-Lymphomzellen und in B-Zellen, wodurch es als Überlebensfaktor agiert. TIMP-1 hemmt aber auch die Apoptose von hepatischen Sternzellen, die als Ausgangszellen für den Leberfibroseprozess angesehen werden. Neben den natürlichen Inhibitoren der MMPs wurde eine Vielzahl synthetischer Hemmstoffe entwickelt. Pharmazeutisch einsetzbare Substanzen müssen sehr selektiv sein, um spezifisch die Überregulation bestimmter MMPs, z.B. bei der Ausbreitung von bösartigen Tumoren, zu hemmen.

Nicht nur die überschießende MMP-Expression, sondern auch ein Ungleichgewicht zugunsten der TIMPs führt zu pathologischen Zuständen.

Erhöhte Spiegel von TIMP-1 z.B. fördern eine Fibrosebildung in Leber, Lunge und Niere. Aus therapeutischen Gründen könnte es sinnvoll werden, TIMP-1 zu neutralisieren. Da das Protein sehr fest an MMP-9 bindet, wurde diese MMP als Grundlage für einen TIMP-1-Inhibitor ausgewählt. Wir entwickelten MMP-9 Mutanten, bei denen bestimmte Aminosäuren im aktiven Zentrum ausgetauscht wurden (Abb. 10). Alle Mutanten waren inaktiv in Bezug auf ihre Gewebeabbauende Wirkung. Es stellte sich heraus, dass die Mutante mit der höchsten Bindungsstärke (MMP-9-H401A) an TIMP-1 das durch TIMP-1 bedingte Wachstumsmuster (mehrschichtige Zellnester) in normales Wachstum (einschichtige Zellrasen) überführen konnte. Diese Ergebnisse erlauben die Annahme, dass eine inaktive Metalloproteinase (MMP-9-H401A), die TIMP-1 binden kann, als spezifischer Antagonist der TIMP-1 Aktivität *in vivo* verwendet werden könnte. Studien an Mäusen bestätigten dann, dass der TIMP-1 Antagonist (in Form von MMP-9-Mutanten) die Fibrose der Leber signifikant hemmt

(Abb. 11), wobei 11 D-E deutlich geringere Fibrose als 11B zeigt.

Matrix Metalloproteinasen sind für den Abbau von Proteinen des Bindegewebes verantwortlich, eine Funktion, die für mehrere MMPs gezeigt werden konnte. Aber Matrixabbau ist nicht die einzige Funktion dieser Enzyme. Die Publikationen der letzten Jahre zeigen, dass MMPs eine Reihe von weiteren körpereigenen einschließlich bestimmter Botenstoffe (Zytokine, Chemokine und Integrine) sowie antimikrobielle Peptide spalten können. Dementsprechend sollten MMPs nicht als bloße Proteinasen des ECM Abbaus, sondern als extrazelluläre Enzyme verstanden werden, die Zell zu Zell, Zell zu ECM Interaktionen und Signalketten regulieren. Die MMPs der extrazellulären Matrix und deren spezifische Inhibitoren sind Teil eines hochspezialisierten Kommunikationssystems, durch das Organzellen und Tumorzellen mit dem Gewebe interagieren.

Metalloproteinasen und deren Inhibitoren spielen nicht nur bei der Fibrose, sondern auch im Rahmen der Tumorausdehnung und -streuung eine wichtige Rolle. In weiteren Projekten wird die Expression von MMPs und TIMPs in Dickdarmtumoren untersucht. Hier ist die Beschreibung neuer Prognosefaktoren bei Tumoren im Magen-Darm-Trakt sowie die Identifizierung früher Malignitätsmarker übergeordnetes Ziel. Untersuchungen zur Funktion von MMP-9 und ihrer Inhibitoren bei der Invasion und Metastasierung von Karzinomzellen sind im Gange. Wir haben eine Proteindomäne der MMP-9 in Bakterien hergestellt und konnten zeigen, dass diese Domäne sowohl die MMP-9 Aktivität als auch die Migration MMP-9 sekretierender Tumorzellen hemmt. Da MMP-9 bei der Invasion und Metastasierung von gastrointestinalen Tumorzellen (Kolonkarzinome, Hepatozelluläre Karzinome, Ösophaguskarzinome u.a.) eine wichtige Rolle spielt, untersuchen wir zur Zeit, ob die MMP-9-Hämopexindomäne Aus-

dehnung und Metastasierung von kolorektalen Tumorzellen beeinflussen kann.

Literatur:

1. Roeb E, Behrmann I, Grötzinger J, Breuer B, Matern S (2000): An MMP-9 mutant without gelatinolytic activity as a novel TIMP-1-antagonist. *FASEB J* 14, 1671–3
2. Roeb E, Dietrich CG, Winograd R, Arndt M, Breuer B, Faß J, Schumpelick V, Matern S (2001): Activity and cellular origin of gelatinases in colon and rectal cancer: Differential activity of MMP-9. *Cancer* 92, 2680–2691
3. Roeb E, Schleinkofer K, Kernebeck T, Behrmann I, Pötsch S, Jansen B, Matern S, Grötzinger J (2002): The MMP-9 hemopexin domain is a novel gelatin binding domain and acts as an antagonist. *J Biol Chem* 277, 50326–50332
4. Roeb E, Purucker E, Gartung C, Geier A, Jansen B, Winograd R, Matern S (2003): Effect of glutathione depletion and hydrophilic bile acids on hepatic acute phase reaction in rats with extrahepatic cholestasis. *Scand J Gastroenterol* 38, 878–85
5. Roderfeld M, Matern S, Roeb E (2003): Confocal laser scanning microscopy: a deep look into the cell. *Dtsch Med Wschr* 128, 2539–42
6. Roeb E, Matern S (2003): Matrix metalloproteinases and colorectal cancer. *Med Klin (Munich)* 98, 763–70
7. Dietrich CG, Geier A, Salein N, Lammert F, Roeb E, Oude Elferink RPJ, Matern S, Gartung C (2004): Intestinal Multidrug-resistance associated protein 2 expression depends on the presence of bile flow in rats and humans. *Gastroenterology* 126, 1044–53
8. Roeb E, Arndt M, Jansen B, Schumpelick V, Matern S (2004): Simultaneous determination of matrix metalloproteinase (MMP)-7, MMP-1, -3, and -13 gene expression by multiplex PCR in colorectal carcinomas. *Int J Colorectal Dis* 19(6), 518–24
9. Hamacher S, Matern S, Roeb E (2004): Extrazelluläre Matrix – von der Grundlagenforschung zur klinischen Bedeutung. Eine Übersicht unter besonderer Berücksichtigung der Matrix Metalloproteinasen. *Dtsch Med Wschr*, 129(38), 1976–80
10. Roeb E, Bosserhoff AK, Hamacher S, Jansen B, Dahmen J, Wagner S, Matern S (2005): Enhanced migration of TIMP-1 overexpressing hepatoma cells is attributed to gelatinases: Relevance to intracellular signalling pathways. *World J Gastroenterol* 11(8), 1096–104
11. Henkel C, Roderfeld M, Weiskirchen R, Scheibe B, Matern S, Roeb E (2005): Identification of fibrosis relevant proteins using DIGE (Difference in gel electrophoresis) in different models of fibrosis. *Z Gastroenterol* 43(1), 23–9
12. Roderfeld M, Weiskirchen R, Wagner S, Berres ML, Henkel C, Grötzinger J, Gressner AM, Matern S, Roeb E (2006): Inhibition of hepatic fibrogenesis by MMP-9-mutants in mice. *FASEB J*, 20 (3), 444–54



Ringel

Ringel ist der führende Fachgroßhandel für **Bäder, Sanitär- und Heizungsprodukte** in Oberhessen und erfüllt höchste Qualitätsansprüche. Außerdem vertreibt Ringel als Großhandelsunternehmen Stahl-erzeugnisse.

Ringel ist in Linden bei Gießen und durch die Tochterunternehmen in Bad Homburg und Bad Hersfeld tätig.

Seit seiner Gründung im Jahre 1901 hat sich das Großhandelsunternehmen A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG seit über 100 Jahren als anerkannter Spezialist auf dem Gebiet der Haustechnik einen Namen gemacht.

Unser oberstes Ziel heißt seit Bestehen des Unternehmens zuverlässige Beratung, umfangreiche Informationen, einwandfreier Service und eine fehlerfreie Abwicklung.

Das alles erreichen wir mit persönlicher Kundenbetreuung, die durch ein qualifiziertes, engagiertes Team in Verbindung mit einer wirkungsvollen Organisation sicher gestellt wird.

Wir garantieren eine termin- und sachgerechte Auftragsabwicklung und Belieferung unserer Kunden.

A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG

Tannenweg 50 - 54
35440 Linden

Telefon: 06403/607-0
Telefax: 06403/607-20

www.ringel-sohn.de info@ringel-sohn.de

Tee, „fish and chips“ und Chintzbezüge: Kulturtransfer und nationale Identität

Was gibt es britischeres, so meint man, als Tee-trinken, „fish and chips“ und großblümmte Sofas? Weit gefehlt! Den Tee brachte die Gattin von König Karl II., Katharina von Braganza, aus Portugal mit, wo das Getränk aus China, vermittelt über die Niederlande, bereits früher Mode geworden war. Chintzbezogene Sofastoffe haben ihren Ursprung auf dem indischen Subkontinent: Ihre Muster erregten im England des 18. Jahrhunderts derart großes Aufsehen, dass sich englische Textildesigner schnell daran machten, sie vielfach zu kopieren und so zum Inbegriff gehobenen Wohndesigns zu machen. „Fish and chips“ schließlich, eine in weiten Teilen Großbritanniens beliebte Mahlzeit, hat vermutlich französisch-jüdische Ursprünge. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die meisten „Fish and chip“-Shops von jüdischen Immigranten vom Kontinent unterhalten. Und was könnte weniger indisch sein als „chicken tikka masala“? Denn was so indisch klingt, ist, dem deutschen Döner ähnlich, eigentlich im britischen Ausland erfunden worden, um die dortigen Essgewohnheiten zu befriedigen.

Hinter scheinbar „nationalen“ kulturellen Vorlieben verbirgt sich also ein stetiger Prozess des Austauschs, Entleihens und Anverwandels. Oft ist der kulturelle Ursprung nicht mehr bekannt oder wird von der nehmenden Kultur sogar bewusst verschleiert, um ja nicht in den Ruch der Nachahmung oder eigener Kompetenzmängel in der Definition von nationaler Identität zu geraten. Mit eben diesen Prozessen befasst sich die Kulturtransferforschung, eine noch relativ junge Forschungsrichtung, die in erster Linie von französischen und deutschen Historikern und Literaturwissenschaftlern geprägt worden ist. Inzwischen wird dieser Forschungsansatz auch produktiv jenseits des Themengebiets deutsch-französischer Bezie-

hungen seit dem 18. Jahrhundert genutzt und in vielfältiger Weise ausgebaut. Je nach disziplinärem Hintergrund stehen unterschiedliche Fragestellungen im Mittelpunkt. Während sich Historiker meist mehr für die realen Transfers von Objekten, Personen, Institutionen und Ideen interessieren, wählen Literatur- und Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler einen etwas anderen Zugang. Ihnen geht es um die Verknüpfung von materiellen und immateriellen Transfers, um die Frage, welche Rolle Bilder und Texte beim Kulturtransfer spielen. Dieser Ansatz, den ich in meinen Arbeiten zum englisch-französischen Kulturtransfer der Frühen Neuzeit verfolge, bietet eine integrierte Text-Kontextanalyse, ist in viele Richtungen anschlussfähig und wirft neues Licht auf scheinbar bereits beantwortete Fragen. Jenseits der Quellen- und Einflussforschung ist es möglich, nach dem kulturellen „Ort“ von Kulturkontakten und -konflikten zu fragen. Im Gegensatz zu einigen Ansätzen der Postkolonialismusforschung interessiert mich nicht lediglich die literarische Verarbeitung dieser möglichen Beziehungen zweier oder mehrerer Kulturen. Vielmehr liegt mein Augenmerk auf der *Verknüpfung* von textueller und visueller Repräsentation auf der einen, und den realen Mittlerfiguren, den transferierten Objekten, Institutionen und Praktiken auf der anderen Seite.

Texte und Bilder spielen eine zentrale Rolle in diesen Prozessen: Auf der ersten Ebene dokumentieren sie, dass Transfers stattgefunden haben oder möglicherweise auch gescheitert sind. Handelslisten aus dem späten 17. Jahrhundert zeigen beispielsweise, dass die Engländer mit Vorliebe Gewürze, edle Stoffe und Luxusgüter wie feine Lebensmittel aus Frankreich importierten, während sie in umgekehrter Richtung vor allem Grundstoffe wie Wachs,



Abb. 1: Katharina von Braganza bei der Einreise nach England (Aus: Tagus, sive Epithalamium Caroli II, von Philip de Cardonnel, unbekannter Stecher [„I.A.“], London 1662.)

Textilien für die Papierproduktion und Eisen auf den Weg brachten. Briefe oder fiktionale Werke erfüllen natürlich noch weit komplexere Aufgaben als bloßes Dokumentieren. So diskutierte der spätere *poet laureate* John Dryden in seinem wichtigsten literaturtheoretischen Essay *Of Dramatick Poesie* (1668) nicht lediglich, was gute Dramen ausmacht. Hinter dieser scheinbar spezialisierten Debatte liegt ein kulturell und historisch entscheidendes „Drama“ ganz anderer Art: die Frage nämlich, wie groß die kulturelle und politische Eigenständigkeit der englischen Gesellschaft und Kultur sein durfte und sein musste, um nicht der vermeintlich übermächtigen französischen zu unterliegen. Während Dryden Nachahmung des französischen Modells bewusst diskreditierte und explizit ablehnte, integrierte er in seinen eigenen Dramen französische Elemente. Die Diskrepanz zwischen Verlautbarung und eigener schriftstellerischer Praxis war typisch für die *middle* und *upper classes* des 17. Jahrhunderts: Wäh-

rend man offiziell gegen französische Mode, Kochkunst, Gartenbau und Theaterpraxis argumentierte, erfreute man sich dennoch an den Errungenschaften der Nachbarn, gab ihnen aber zuweilen eigene Namen oder versuchte zumindest, ihren „fremden“ Ursprung zu verbergen. Zahlreiche Komödien der Restaurationszeit, aber auch Gedichte und Prosawerke illustrieren dieses Oszillieren zwischen Faszination und Ablehnung auf Seiten der englischen *middle* und *upper classes* in einer Epoche, die stark von den Erfahrungen des auf dem Kontinent exilierten Heimkehrers Karl II. und seines Hofes geprägt war.

Die ständige Reflexion der Frage, wie viel Nachahmung erlaubt sein könne und wie die Engländer ihre eigene nationale Identität gegen das katholisch-absolutistische Frankreich unter Ludwig XIV. bewahren könnten, erfüllt noch eine weitere Funktion. Zukünftige Transfers aus Frankreich werden auf diese Weise gesteuert, denn textuelle und visuelle

Repräsentationen haben handlungsleitende Funktion für ihre Leser und Leserinnen bzw. ihr Publikum. Anhand dieser Texte und Bilder kann man ablesen, wie bestimmte Objekte, Praktiken oder Ideen aufgenommen oder abgelehnt wurden und wie dadurch der Weg für nachfolgende Transfers gebahnt oder eben auch versperrt wird. So verbreitet der oben abgedruckte Stich eines anonymen Stechers („I.A.“) Optimismus: Es wird die Ankunft der Portugiesin Katharina von Braganza gefeiert. Erwartungsvoll blicken die Männer links im Bild von den Klippen (von Dover?) herab, um die zukünftige Königin und Gattin Karls II. in Empfang nehmen zu können. Typisch für solche Darstellungen und auch die Reiseberichte der Prinzessinnen, die in die Fremde verheiratet wurden und auf diese Weise ihre Kultur in neue Kontexte einführten, ist die Thematisierung der gefährvollen Reise. So wird die Prinzessin auf ihrem Weg über das erstaunlich unbewegte Meer nicht nur von stabilen (Kriegs-?)Schiffen begleitet, sondern von einem ganzen Heer musizierender Neptune und Meerjungfrauen. Ihre Funktion erklärt der begleitende Vers von „P.D.C.“ unterhalb der Abbildung: *Alles, was im Streit liege, verbinde sich in Eintracht und die wilden Gewässer Britanniens vereinigen sich zu einem harmonischen Chor.* Ganz so harmonisch war Katharina von Braganzas Zukunft in England leider nicht: So wurde ihr an der spanischen Hofmode orientierter Kleidungsstil als altmodisch empfunden und ihre schwache Gebärfähigkeit kritisiert. Als Katholikin hatte sie wie ihre Schwiegermutter, die französische Bourbonen-Prinzessin Henrietta Maria, einen schweren Stand – und ihr Gatte bevorzugte ohnehin seine wechselnden Mätressen. Der Schutz der auf dem Stich als Jakobsmuschel gestalteten Kutsche reichte also nicht allzu lang, um im raueren englischen Klima wirklich Fuß zu fassen, und die ihr im Bild angebotene Krone als Symbol einer neuen Position als Gemahlin eines Königs war von zweifelhafter Güte. Wie Katharina von Braganza erging es vielen freiwillig oder unfreiwillig als Kulturvermittlerinnen tätigen europäischen Adligen – die Ambivalenz ihrer Position findet in dem vermeintlich so eindeutigen Stich ihren Widerhall.

Trotz des zunehmenden Interesses am Kulturtransfer auch jenseits der französisch-deutschen Beziehungen bleibt noch einiges zu erforschen: Weder gibt es bisher eine systematische Aufarbeitung der Funktionen von Texten für Kulturtransferprozesse, noch ist die Geschlechterfrage bisher angemessen berücksichtigt worden. Auch steht noch aus, wie man jenseits des Einzelfalls, aber dennoch in angemessener Nähe zum Gegenstand, eine Darstellungsform finden kann, die den Mittlerinnen und Mittlern gerecht wird, sich jedoch nicht in biographischen Details verliert oder positivistisch ein Ereignis nach dem anderen aufzählt, ohne diese in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Was für die Kulturgeschichtsschreibung generell gilt, gilt also auch hier: Wie kann man auf interessante und anschauliche Weise beschreiben, wie Mittler, Objekte, Ideen, Institutionen, Systeme, Kontexte und ihre jeweiligen Repräsentationen ineinander greifen, ohne die Geschichte „großer Männer (und Frauen)“, „großer Ereignisse“ oder anonymer und blutleerer Strukturanalysen zu erzählen, die auf der deskriptiven Ebene verharren?

Ein kontextbezogener und dezidiert historisch ausgerichteter literatur- und kulturwissenschaftlicher Ansatz hilft hier weiter, weil er Texte (und Bilder) nicht lediglich beschreiben oder systematisieren will, sondern sie in ihren vielfältigen historischen und sozialen Kontexten situiert und interpretiert. Neben dem Vergnügen an der sprachlichen Gestaltung der Texte treibt mich auch der „goût de l’archive“, wie es die Historikerin Arlette Farge einmal genannt hat, das Vergnügen, in Bibliotheken und Archiven zu arbeiten, zu der Frage, warum Texte (und Bilder) auf bestimmte Weise gestaltet wurden, wie sie gewirkt haben könnten und was sie jenseits ihrer ästhetischen Funktion noch zu bieten haben. Historische Emotionsforschung, Buchgeschichte, insbesondere die Untersuchung des literarischen Feldes der Gegenwart, Filmgeschichte und -geschichtsschreibung sowie Geschlechtergeschichte sind neben der Kulturtransferforschung meine wichtigsten Arbeitsgebiete, die ich auch an der Justus-Liebig-Universität weiterverfolgen werde.



Schneller ans Ziel mit dem Sparkassen-Finanzkonzept.

Sicherheit, Altersvorsorge, Vermögen.



Sie wollen Richtung Zukunft starten? Gemeinsam bestimmen wir zuerst mit dem Finanz-Check Ihre Position und legen dann mit dem Sparkassen-Finanzkonzept Ihren individuellen Kurs fest. So bringen wir Sie auf dem schnellsten Weg an Ihr Ziel. Mehr dazu in Ihrer Filiale, über unsere Service-Line 0641 704422 und unter www.sparkasse-giessen.de. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**

Zur Konkretisierung ethischer Verhaltensgebote in der Medizin

Exemplarisch entwickelt an der Beratung von Forschungsvorhaben durch medizinische Ethik-Kommissionen*

Wie sich ethische Verhaltensgebote in der Medizin konkretisieren lassen, ist eine trotz ihres Alters jung gebliebene Frage, die neben der ärztlichen Heilbehandlung insbesondere auch die medizinische Forschung am Menschen betrifft. Der Fachbereich Medizin der Justus-Liebig-Universität rückt sie jährlich in besonderer Weise ins Bewusstsein, wenn er seine Promotionsfeier traditionell mit einer Betrachtung des Genfer Gelöbnisses ausklingen lässt:

Genfer Gelöbniß

Bei meiner Aufnahme in den ärztlichen Berufsstand gelobe ich feierlich, mein Leben in den Dienst der Menschlichkeit zu stellen.

Ich werde meinen Lehrern die schuldige Achtung und Dankbarkeit erweisen.

Ich werde meinen Beruf mit Gewissenhaftigkeit und Würde ausüben.

Die Gesundheit meines Patienten soll oberstes Gebot meines Handelns sein.

Ich werde alle mir anvertrauten Geheimnisse auch über den Tod des Patienten hinaus wahren.

Ich werde mit allen meinen Kräften die Ehre und die edle Überlieferung des ärztlichen Berufes aufrechterhalten.

Meine Kolleginnen und Kollegen sollen meine Schwestern und Brüder sein.

Ich werde mich in meinen ärztlichen Pflichten meinem Patienten gegenüber nicht beeinflussen lassen durch Alter, Krankheit oder Behinderung, Konfession, ethnische Herkunft, Geschlecht, Staatsangehörigkeit, politische Zugehörigkeit, Rasse, sexuelle Orientierung oder soziale Stellung.

Ich werde jedem Menschenleben von seinem Beginn an Ehrfurcht entgegenbringen und selbst unter Bedrohung meine ärztliche Kunst nicht in Widerspruch zu den Geboten der Menschlichkeit anwenden.

Dies alles verspreche ich feierlich und frei auf meine Ehre.

Die Überlegungen zu diesem seit seiner Verabschiedung im Jahre 1948 mehrfach revidierten

* Überarbeitete und ergänzte Fassung eines Vortrags über die ethischen Maximen des Genfer Gelöbnisses auf der Promotionsfeier des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen am 8. Dezember 2005.

Text¹ hat der Fachbereich Medizin im zurückliegenden Jahr 2005 einem Mitglied seiner Ethik-Kommission anvertraut, womit die Perspektive eines Gremiums gewählt war, das sich – jedenfalls seiner Bezeichnung nach – offenbar von Amts wegen mit ethischen Maximen in der Medizin beschäftigt.

I. Institutionalisierung von Ethik-Kommissionen zur Beurteilung medizinischer Forschungsvorhaben am Menschen

Aber ist das wirklich so? Es mag überraschen, dass Ethik-Kommissionen auf ihren Sitzungen nur in den seltensten Fällen prekäre ethische Fragen erörtern, wie einem dies etwa vom Nationalen Ethikrat und seinen Stellungnahmen geläufig ist. Die Ethik-Kommission des Gießener Fachbereichs Medizin ist vielmehr ein gesetzlich vorgeschriebenes Gremium, das, wie es in § 60 Abs. 1 Hessisches Hochschulgesetz heißt, der „Beurteilung berufsethischer und berufsrechtlicher Fragen bei der Durchführung klinischer Versuche am Menschen oder von epidemiologischen Forschungen mit personenbezogenen Daten“ dient. Die Kommission versteht sich dabei grundsätzlich als beratendes Gremium, das zu Forschungsvorhaben Stellung nimmt, die entweder am hiesigen Fachbereich Medizin selbst oder an einem seiner Lehrkrankenhäuser durchgeführt, aber von hier aus betreut werden.²

Mit der Beratung durch die Ethik-Kommission genügt der Arzt zunächst also seinen berufsrechtlichen Pflichten. Daneben erfüllt die Ethik-Kommission aber auch eine Vielzahl weiterer Aufgaben, die ihr durch höherrangiges Recht übertragen wurden, das innerhalb seines Anwendungsbereichs dem rangniederen Landes- und Satzungsrecht prinzipiell vorgeht. Die ein-

schlägigen rechtlichen Vorgaben für eine Stellungnahme der Ethik-Kommission differieren dabei freilich entsprechend den vielen Facetten moderner medizinischer Forschung teilweise erheblich. Sie finden sich denn auch nicht in einem einheitlichen Gesetz, sondern ergeben sich je nach betroffenem Sachbereich aus unterschiedlichen Bundes- und Landesgesetzen. Praktisch bedeutsam sind insoweit vor allem das Arzneimittelgesetz³ und das Medizinproduktegesetz,⁴ aber auch etwa das Transfusionsgesetz.⁵ Die Beurteilung von Forschungsvorhaben durch Ethik-Kommissionen dient nach der Regelungsintention dieser Gesetze in erster Linie dazu, den Schutz derjenigen Personen sicherzustellen, die an der Studie teilnehmen. Soweit in dieser Hinsicht keine Zweifel bestehen, bezweckt die Ethik-Kommission aber auch, den forschenden Arzt im Hinblick auf sein Vorhaben zu beraten, um möglichst aussagekräftige Forschungsergebnisse zu erlangen. Nicht von ungefähr wird für die Beantragung von Fördermitteln wie auch für die spätere Publikation der Forschungsergebnisse von den maßgeblichen Stellen meist denn auch der Nachweis eines positiven Votums der zuständigen Ethik-Kommission gefordert.

Soweit gesetzliche Spezialregelungen existieren, gehen auch ihre Verfahrensbestimmungen den allgemeinen Verfahrensregelungen der Ethik-Kommission vor, die sich aus ihrer Satzung ergeben. Im Regelfall besitzt die Stellungnahme der Kommission dabei auch in rechtlicher Hinsicht beratenden Charakter. Für wichtige Bereiche werden hiervon allerdings Ausnahmen gemacht. So darf insbesondere mit der klinischen Prüfung eines Humanarzneimittels seit der 12. Novelle des Arzneimittelgesetzes im Jahre 2004 nicht mehr ohne die zustimmende Bewertung der zuständigen Ethik-Kommission begonnen werden, § 40 I 2 AMG, während dies bereits seit geraumer Zeit für die Durchführung klinischer Prüfungen von Medizinprodukten gilt, § 20 Abs. 7 Satz 1 MPG. Damit die Ethik-Kommission ihrer beratenden und je nach Sachgebiet auch genehmigenden Funktion gerecht werden kann, ist ihre Stellungnahme stets vor Beginn der Durchführung eines Forschungsvorhabens einzuholen, nach-

trägliche Stellungnahmen sind grundsätzlich nicht möglich. Hierzu lädt sie – diese Gepflogenheiten divergieren innerhalb der deutschen Ethik-Kommissionen allerdings erheblich⁶ – den Antragsteller zu ihren Sitzungen ein, um das Vorhaben mündlich mit ihm zu erörtern.

II. Ethische Beurteilung durch Ärzte, Juristen, Apotheker und Biometriker?

Weshalb vertraut man die vorherige Beurteilung medizinischer Forschungsvorhaben nun aber einem offenbar nur der Ethik verpflichteten Gremium an? Die Zulassung eines neuen Arzneimittels, um den Blick einmal auf diese bedeutsame Fallgruppe zu reduzieren, erfordert den wissenschaftlichen Nachweis seiner Qualität, seiner Wirksamkeit und seiner Unbedenklichkeit.⁷ Ist es da wirklich nötig, auch sozusagen die ethische Qualität und Unbedenklichkeit der zugrunde liegenden Forschung zu überprüfen? Und kann das überhaupt durch eine Kommission geschehen, die nicht mit Philosophen besetzt ist, sondern mit Ärzten, Juristen, Apothekern und Biometrikern?

Die Antwort hängt von dem Begriff der Ethik ab, den man der Frage zugrunde legt. Selbstverständlich kann die Ethik als Teildisziplin der praktischen Philosophie keine naturwissenschaftlich-exakten Aussagen treffen, auch wenn dieser Anspruch etwa von Immanuel Kant in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft klar ausgesprochen wird, wenn er von der Absicht spricht, die Denkart in der Metaphysik wenn nicht gar zu revolutionieren, so doch zumindest erste Versuche einer Umänderung zu machen und ihr den sicheren Gang einer Wissenschaft zu geben.⁸ Die Bedeutung der Ethik, Regeln dafür aufzustellen, welches Handeln ethisch (sittlich) richtig ist, hat dies freilich nie geschmälert. *Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne* – so formuliert Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft sein Grundgesetz der Moral, den kategorischen Imperativ.⁹ Und eine sehr viel ältere Formulierung lautet ähnlich: *Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch.*¹⁰ Oder

weitaus populärer, allerdings negativ akzentuiert: *Was Du nicht willst, dass man Dir tu', das füg' auch keinem anderen zu.*

Entscheidend für dieses sittliche Gesetz, wie auch immer man es formuliert, ist nun sein Bezug auf konkrete Situationen. Der private Umgang gebietet ein anderes Handeln als der berufliche, professionelle Entscheidungen unterliegen dem jeweiligen Berufsethos, und längst nicht jedem ethischen Verhaltensgebot entspricht dann auch eine rechtliche Sanktion. Das Recht fängt also nur die Spitze an Verhaltensexzessen ab, die für die Gemeinschaft nicht mehr erträglich erscheinen.¹¹ Aber auch in der Wissenschaft gilt nichts anderes. Nimmt man etwa fächerübergreifend die Satzung der Justus-Liebig-Universität zur guten wissenschaftlichen Praxis in den Blick, so wird auch hier nur ein harter Kern unverzichtbar erscheinender ethisch-wissenschaftlicher Verhaltensgebote formuliert, die zudem nur schwach sanktioniert werden.¹²

Die Verfahrensweise der Ethik-Kommission liegt nun darin, dass jedes Mitglied seine eigene Fachkompetenz einbringt und dann erst in der Summe eine abschließende Beurteilung des Forschungsvorhabens stattfindet. Die Ärzte, Pharmakologen und Apotheker der Kommission erörtern mit dem Antragsteller also etwa die medizinische und pharmakologische Schlüsseligkeit seiner Arbeitshypothese, bei Arzneimitteln regelmäßig auch die Frage der Dosierung. Vor dem Hintergrund eigener klinischer Erfahrungen und einschlägiger wissenschaftlicher Publikationen steht hier dann vor allem jedoch das Nutzen-Risiko-Verhältnis im Zentrum, das die Vertretbarkeit der beabsichtigten Forschungsmaßnahmen mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand der potentiellen Teilnehmer kritisch hinterfragt. Die biometrische Beratung befasst sich dann vor allem mit der statistischen Auswertbarkeit und Aussagekraft der Forschungsergebnisse. Dem Antragsteller wird etwa empfohlen, eine Vielzahl von Parametern auf wenige zu reduzieren, um die Frage wechselseitiger Beeinflussung zu reduzieren, er wird auf die Notwendigkeit einer Standardisierung von Fragebögen hingewiesen, ihm wird die Zweifelhafteigkeit der vorgesehenen Patientenzahlen angesichts des gewählten Studiende-

signs als mehrarmiger Kontrollstudie vor Augen geführt usw.¹³

Das Hauptaugenmerk der juristischen Beratung liegt dann auf dem Probandenschutz. So ist in rechtlicher Hinsicht zunächst zu klären, ob das vorgesehene Studiendesign überhaupt zulässig ist. Maßgeblich hierfür sind vor allem die Faktoren Alter, Einwilligungsfähigkeit, Gesundheitszustand und individuelle Vorteilsaussicht, die für den bedeutsamen Bereich der Arzneimittelprüfungen in den §§ 40, 41 AMG auf komplizierte und auch unterschiedliche Weise miteinander kombiniert werden. Seiner Intention nach stellt das Gesetz dabei um so höhere Anforderungen, je schutzbedürftiger die betroffenen Personen sind. So dürfen einwilligungsunfähige Erwachsene nur bei begründeter Aussicht auf einen individuellen Gesundheitsvorteil in ein Forschungsvorhaben eingeschlossen werden, insbesondere also etwa in die Prüfung eines neuen Arzneimittels, dessen therapeutische Wirksamkeit der Standardtherapie überlegen erscheint,¹⁴ während die Forschung mit einwilligungsunfähigen Erwachsenen als reinen Probanden, also ohne individuelle Vorteilsaussicht, auch nach der 12. AMG-Novelle unzulässig geblieben ist.¹⁵

Steht demnach fest, dass das vorgesehene Patientenkollektiv in das Forschungsvorhaben einbezogen werden darf, und fällt nach Einschätzung der beteiligten Ärzte und Pharmakologen auch die Frage nach der Vertretbarkeit des Nutzen-Risiko-Verhältnisses positiv aus, ist rechtlich dann in einem weiteren Schritt sicherzustellen, dass die vorgesehene Art und Weise von Aufklärung und Einwilligung der Studienteilnehmer den einschlägigen Anforderungen genügt. Das betrifft zum einen den Inhalt der Aufklärungstexte, die über Eigenart und Ablauf des Forschungsvorhabens informieren müssen, vor allem jedoch über sämtliche relevanten Risiken – also zum einen über naheliegende und typische Risiken, zum anderen aber auch über seltene Risiken, wenn sie dem Eingriff spezifisch anhaften und bei ihrer Verwirklichung die Lebensführung des Betroffenen besonders belasten.¹⁶ Zum anderen muss dann aber auch das rechtlich vorgeschriebene *procedere* bei der Einwilligung gewährleistet sein. So darf insbesondere bei nicht

einwilligungsfähigen Personen die Entscheidung über die Studienteilnahme nicht den Angehörigen überlassen werden, weil diesen allein aufgrund dieser Eigenschaft nicht die Befugnis zusteht, Erklärungen für den Patienten abzugeben.¹⁷ Vielmehr ist für diese Entscheidung grundsätzlich ein Betreuer als gesetzlicher Vertreter des Patienten zu bestellen. Bei Notfallpatienten hilft dies freilich wenig, weil hier häufig Behandlungsentscheidungen binnen kürzester Frist zu treffen sind. Steht in einem solchen Fall ein Prüfartzneimittel zur Verfügung, das höhere Heilungsaussichten als das Standardpräparat verspricht, darf gemäß § 41 Abs. 1 Satz 2 AMG eine Behandlung mit der Prüfsubstanz umgehend erfolgen, wenn sie „ohne Aufschub erforderlich ist, um das Leben der betroffenen Person zu retten, ihre Gesundheit wiederherzustellen oder ihr Leiden zu erleichtern“.¹⁸ Um einen optimalen Schutz einwilligungsunfähiger Patienten zu gewährleisten, stellt die Gießener Ethik-Kommission für Fälle dieser Art eine weitere Anforderung auf. So macht sie bei Forschungsvorhaben in der Intensiv- und Notfallmedizin, die von der gesetzlichen Regelung in erster Linie betroffen sind, regelmäßig die Auflage, dass die Entscheidung über das Vorliegen einer akuten Notfallsituation durch einen erfahrenen, an der Prüfung nicht beteiligten Arzt (Konsiliararzt) zu bestätigen und auch zu dokumentieren ist.¹⁹ Auf ein naheliegendes Missverständnis soll dabei allerdings hingewiesen werden. Die Ethik-Kommission ist lediglich Beratungs- bzw. Genehmigungsgremium im Vorfeld klinischer Forschung. Sie ist keine Überwachungsbehörde. Ist der Forscher durch die Ethik-Kommission also insbesondere in medizinisch-wissenschaftlicher, biometrischer und juristischer Hinsicht beraten worden, enden hier auch die Befugnisse der Kommission. Wenn der Kommission daher nach Abschluss eines Forschungsvorhabens Bericht zu erstatten ist, so dient dies nicht der Überwachung von Forschungsvorhaben, sondern vor allem einer Optimierung künftiger Beratung. Die Gießener Ethik-Kommission verlangt hierzu insbesondere, dass ihr zu einem von ihr festgesetzten Zeitpunkt in Form eines Zwischen- oder eines Abschlussberichts mitgeteilt wird, ob das Vorhaben abgebrochen

wurde, ob während des Vorhabens ethische, ärztliche, medizinisch-wissenschaftliche oder juristische Probleme aufgetreten sind, ob die Patienten- bzw. Probandenversicherung in Anspruch genommen wurde und ob das Ziel des Vorhabens erreicht wurde. Auch die aus dem Vorhaben hervorgegangenen Publikationen sind dem Bericht beizufügen, ohne dass freilich die alleinige Übersendung derartiger Publikationen den Bericht ersetzen könnte, da die vorhabensrelevanten Probleme aus der Veröffentlichung nicht hervorgehen.

Sämtliche personenrelevanten Daten, insbesondere die Namen, Anschriften und Einwilligungserklärungen der Teilnehmer dürfen der Ethik-Kommission hingegen schon mit Rücksicht auf den Datenschutz und die ärztliche Schweigepflicht nicht ausgehändigt werden. Einsicht in sämtliche schriftlichen Unterlagen über ein Forschungsvorhaben dürfen vielmehr nur die zuständigen Überwachungsbehörden nehmen, in Hessen also insbesondere die Regierungspräsidien Darmstadt (für Arzneimittelprüfungen) und Kassel (für Medizinprodukte-Prüfungen).²⁰ Damit bleibt der Forscher, wie in den einschlägigen Rechtsvorschriften teilweise explizit ausgesprochen und auch in der Satzung der Ethik-Kommission entsprechend formuliert,²¹ für das Forschungsvorhaben und seine ordnungsgemäße Durchführung unabhängig von der Stellungnahme der Ethik-Kommission allein voll verantwortlich. Bedeutsam sind hierfür insbesondere seine gesetzlichen Meldepflichten über unerwünschte Ereignisse, die er je nach Kategorie des Ereignisses sowohl den Regierungspräsidien mitzuteilen hat wie auch gegenüber der für die Klinische Prüfung zuständigen Bundesoberbehörde,²² nur in Ausnahmefällen auch gegenüber der lediglich im Vorfeld befassten Ethik-Kommission.²³

III. Zur ethischen Verantwortlichkeit ärztlichen Handelns

Die vorstehende Skizze macht deutlich, dass Ethik-Kommissionen in erster Linie dem Schutz von Patienten in der medizinischen Forschung dienen – und dies in zweierlei Weise. Zum einen findet die Forschungsfreiheit selbstverständlich bereits dort ihre Grenze, wo die Forschung von

ihrer Arbeitshypothese her, den Bedingungen ihrer Durchführung oder auch im Hinblick auf ihre statistische Aussagekraft völlig aussichtslos erscheint, also als sinnlose Belastung des Patienten. Zum anderen aber – und das gerät in der öffentlichen Diskussion gelegentlich aus dem Blick – macht der Schutz kranker Personen umgekehrt Forschung auch gerade notwendig. Patienten sollen nur solche Therapien erhalten, deren Wirksamkeit und Unbedenklichkeit zuvor auch empirisch nachgewiesen wurde, wie denn auch die Gesetzliche Krankenversicherung nur die Kosten für solche Therapien trägt.²⁴

In welchem Zusammenhang steht die geschilderte Verfahrensweise der Ethik-Kommission nun aber zu den ethischen Geboten, denen das Handeln des einzelnen Arztes unterliegt?

Ethik fängt nicht erst bei neuen Fragestellungen an, die in der Gesellschaft ein kontroverses Echo auslösen. Vielmehr unterliegt auch das berufliche Handeln jedes Einzelnen längst seinen eigenen fachethischen Vorgaben – und an nichts anderes appelliert das Genfer Gelöbnis für den Beruf des Arztes, der in seiner Berufsausübung täglich damit konfrontiert ist, höchstpersönliche Rechtsgüter in einem sehr buchstäblichen Sinne zu berühren. Im Unterschied zu vielen anderen Berufen muss der Arzt seinem Gegenüber also nicht nur ein vertrauensvoller Ratgeber sein, sondern ihn auch über Zusammenhänge aufklären, die ihm aus seiner übrigen Lebenswelt regelmäßig nicht bekannt sind und deren Verständnis ihm auch stets nur laienhaft und damit begrenzt möglich ist. Das Genfer Gelöbnis will den Arzt hierbei verpflichten, überliefertes Wissen und medizinischen Fortschritt gleichermaßen zu achten, als oberste Richtschnur seines Handelns aber stets das Wohl und das Selbstbestimmungsrecht seines Patienten vor Augen zu haben.

Ein Gelöbnis – oder allgemein ein Eid – soll diese besondere Verantwortlichkeit eines Berufs gegenüber anderen öffentlich betonen. Der Patient, der Schutz für Leben, Körper und Gesundheit sucht, darf also erwarten, dass der Arzt die fachlichen und fachethischen Anforderungen, die sein Beruf von ihm fordert, mit besonderer Gewissenhaftigkeit überblickt. Für die berufliche Praxis müssen die abstrakten Formulierun-

gen eines Gelöbnisses allerdings noch konkretisiert und umgesetzt werden. Der Blick auf die Beurteilung von Forschungsvorhaben durch Mitglieder einer Ethik-Kommission soll insoweit illustrieren, wie man sich diesen Konkretisierungsprozess für die ethischen Anforderungen in der medizinischen Forschung vorstellen kann. Während dem Arzt hierbei ein beratendes Gremium zur Seite steht, muss er bei der Heilbehandlung seiner Patienten hingegen die medizinischen, rechtlichen und ethischen Anforderungen an seinen Beruf selbst überprüfen – also sozusagen seine eigene Ethik-Kommission sein. Dass er dies seinem Patienten schuldet und es ihm nur bei wachem Interesse für neue Entwicklungen seines Fachgebiets möglich sein wird, er also gut beraten ist, immer wieder das Gespräch mit Kollegen ebenso wie mit Vertretern verwandter Fachdisziplinen zu suchen, dürfte im Kern die Aussage des Genfer Gelöbnisses sein. Und sie gilt natürlich in noch mal anderer Weise für die Situation am Krankenbett. Welchen persönlichen Umgang der Arzt hier mit seinem Patienten für ethisch geboten erachtet, kann und will das Genfer Gelöbnis nicht durch konkrete Regeln festlegen. Vielmehr vertraut es die Maxime seines Handelns seinem ärztlichen Achtungs- und Ehrgefühl an. Die fachlichen Vorgaben des Arztberufs können ihm hierfür kaum noch eine Leitschnur sein. *So, wie Du selbst als Patient behandelt werden möchtest, so gehe auch mit Deinem Patienten um* – das wäre hier wohl die angemessenere Formulierung der goldenen Regel.

Anmerkungen

¹ Abgedruckt ist die von seiner 2. Generalversammlung in Genf, September 1948, verabschiedete Deklaration des Weltärztebundes in ihrer zuletzt von dessen 46. Generalversammlung in Stockholm, September 1994, revidierten Fassung.

² Vgl. § 2 Abs. 1 Satz 1 der Satzung der Gießener Ethik-Kommission, im Internet zugänglich unter http://www.med.uni-giessen.de/intranet/ethik/material/3_Satzung_ETK.pdf. Als medizinische Forschung am Menschen gilt dabei gemäß § 2 Abs. 1 Satz 3 der Satzung auch die Forschung am verstorbenen Menschen und an entnommenen menschlichen Körpermaterialien.

³ Zu den Aufgaben der Ethik-Kommission dort § 40 Abs. 1 Satz 2 i.V.m. § 42 Abs. 1 AMG.

⁴ Zu den Aufgaben der Ethik-Kommission dort § 21 Abs. 7 und 8 MPG.

⁵ Zu den Aufgaben der Ethik-Kommission dort § 8 Abs. 2, Abs. 4 Satz 1 TFG. Darüber hinaus hat der Gesetzgeber für manche Gebiete der Medizin auch spezielle Ethik-Kommissionen gebildet, so insbesondere die Zentrale Ethik-Kommission für Stammzellenforschung nach § 8 Stammzellgesetz, der gemäß § 9 dieses Gesetzes die Feststellung obliegt, ob der wissenschaftliche Bedarf von Stammzellforschung im jeweiligen Einzelfall hinreichend begründet und das Forschungsvorhaben ethisch vertretbar ist.

⁶ So tagen manche Ethik-Kommissionen ohne Beisein des Antragstellers, der damit allein auf die Vorlage schriftlicher Unterlagen verwiesen wird, während andere Kommissionen die Ladung des Antragstellers vom Einzelfall abhängig machen und das Vorhaben sonst durch Referat und Co-Referat zweier fachkompetenter Kommissionsmitglieder darstellen lassen.

⁷ Vgl. zur Qualität § 25 Abs. 2 Satz 1 Nr. 3 i.V.m. § 4 Abs. 15 AMG, zur Wirksamkeit § 25 Abs. 2 Satz 1 Nr. 4 i.V.m. § 2 Abs. 1 AMG sowie zur Unbedenklichkeit – seit der 14. AMG-Novelle durch den weniger plastischen Begriff eines ‚ungünstigen Nutzen-Risiko-Verhältnisses‘ ersetzt – § 25 Abs. 2 Satz 1 Nr. 5 i.V.m. § 4 Abs. 28 AMG.

⁸ Vgl. Kant, Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, B XXII, Anmerkung, B XIX. Scharfe Kritik an diesem Anliegen äußert Wilhelm Schapp, Philosophie der Geschichten, S. XVI, der als Wegbereiter von Strömungen der modernen narrativen Ontologie in der reinen Vernunft das Ende aller Geschichten sieht.

⁹ Kant, Kritik der praktischen Vernunft, A 54.

¹⁰ Matthäus 7, 12.

¹¹ Die tiefen geistesgeschichtlichen Wurzeln dieses modernen Verständnisses von Recht als einer sektoriellen Sanktionierung ethischer Pflichten nimmt Jan Schapp zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung über Freiheit, Moral und Recht (1994).

¹² Vgl. die Anforderungen an eine gute wissenschaftliche Praxis nach § 1 Abs. 2 dieser Satzung, im Internet verfügbar unter http://www.uni-giessen.de/uni/mug/5/pdf/5_00_10_1.pdf, sowie die dortige Umschreibung möglicher Sanktionen in §§ 18 ff.

¹³ Zur ethischen Relevanz biometrischer Beratung vgl. Habermann, Numerische Ethik, in: B.I.F. Futura 1997, 264 ff.

¹⁴ Vgl. § 41 Abs. 3 AMG.

¹⁵ Abgesenkt hat der Gesetzgeber hingegen die Anforderungen an eine Forschung mit minderjährigen Prüfungsteilnehmern, um die gesundheitliche Versorgung dieser Patientengruppe durch evidenzbasierte vergleichende Studien zu verbessern, vgl. § 41 Abs. 2 AMG.

¹⁶ So die auch hier zu beachtende ständige Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs für den Aufklärungsumfang in der ärztlichen Heilbehandlung, vgl. aus jüngerer Zeit etwa BGH NJW 2005, 1716 (1717), mit umfangreichen Nachweisen.

¹⁷ Anders der in dieser Form schließlich fallengelassene Entwurf eines 2. Betreuungsrechtsänderungsgesetzes,

das Ehegatten und Kindern weitgehende gesetzliche Vertretungsbefugnisse in der Gesundheitsversorgung einräumen sollte; kritisch hierzu während des Gesetzgebungsverfahrens Gödicke, FamRZ 2003, 1894 ff.

¹⁸ Entsprechend § 21 Nr. 3 Satz 3 MPG.

¹⁹ Diese Vorgehensweise folgt einer Regulation der amerikanischen FDA und wurde der juristischen Fachwelt durch den Beitrag von Habermann/Lasch/Gödicke, NJW 2000, 3389, vorgestellt. Der Arbeitskreis Medizinischer Ethik-Kommissionen in der Bundesrepublik Deutschland hat diese Vorgehensweise aufgegriffen und seinen Mitgliedern empfohlen. Entsprechend wird diese ‚Giebener Lösung‘ heute an vielen deutschen Kliniken praktiziert. Die Hinzuziehung eines Konsiliararztes muss allerdings entfallen, wenn auch nur die hierdurch verursachte, in der Regel sehr geringe zeitliche Verzögerung des Behandlungsbeginns im Einzelfall ärztlich nicht mehr vertretbar wäre.

²⁰ Zur Zuständigkeit des Regierungspräsidiums Darmstadt vgl. § 64 AMG i.V.m. § 1 Abs. 1 der Hessischen Verordnung zur Bestimmung von Zuständigkeiten im Bereich der staatlichen Gesundheitsverwaltung vom 20. Februar 2001, zu jener des Regierungspräsidiums Kassel § 26 MPG i.V.m. § 11 Abs. 1 Nr. 2 der Hessischen Arbeitsschutzzuständigkeitsverordnung vom 8. Juli 2003. Die berufsrechtliche Aufsicht wird hingegen durch die Landesärztekammer Hessen geführt, soweit bei öffentlich bediensteten Ärzten nicht die Zuständigkeit des Dienstvorgesetzten gegeben ist.

²¹ Vgl. § 40 Abs. 1 Satz 3 Nr. 5 AMG, § 2 Abs. 4 der Satzung der Giebener Ethik-Kommission.

²² In der Regel das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM), § 77 Abs. 1 AMG, § 32 Abs. 1 MPG.

²³ Der freilich auch dann keine Befugnisse als Überwachungsbehörde erwachsen. Näher ausgestaltet sind die Meldepflichten des Antragstellers bei Arzneimittel-Prüfungen insbesondere in den §§ 12 ff. der Verordnung über die Anwendung der Guten Klinischen Praxis bei der Durchführung von klinischen Prüfungen mit Arzneimitteln zur Anwendung am Menschen (GCP-V) vom 9.8.2004.

²⁴ Zu den Ausnahmen von der Voraussetzung einer evidenzbasierten Therapie für die Erstattung von Kosten der Behandlung schwerwiegender lebensbedrohlicher Erkrankungen vgl. aus jüngster Zeit den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 6.12.2005 (Az. 1 BvR 347/98), mit dem es die allzu restriktiven Vorgaben des Bundessozialgerichts, NJW 1999, 1805 (1810 f.), verworfen und die Verantwortung des Staates für den Lebensschutz der in seinem gesetzlichen Gesundheitssystem versicherten Personen betont hat. Zu den Auswirkungen dieses Urteils auf den Leistungsanspruch gesetzlich Krankenversicherter bei der Therapie mit Arzneimitteln im off label use und auf die Zukunft kontrollierter Therapiestudien bei entsprechenden Krankheitsbildern eingehend Gödicke, NVwZ 2006 (im Druck).

Erfolgsgeschichte?

20-Jahr-Jubiläum 2005 der Veterinär-Partnerschaft/Jumelage Gießen – Nantes

Vorgeschichte/Entwicklung

Bereits während der dunkelsten Tage des 2. Weltkrieges gab es in Deutschland und Frankreich Menschen, die sich Gedanken machten, wie denn die beiden Nachbarstaaten endlich – über die aktuelle Bitternis hinweg – eine gute gemeinsame Zukunft finden könnten. Einer dieser Visionäre war André Desbois, der, wie er schreibt, schon mit 18 Jahren die anderen Menschen, besonders das deutsche Volk „aus einem tiefen deutsch-französischen Gefühl“ heraus verstehen wollte. Er studierte Veterinärmedizin. Und – welcher Glücksfall nicht nur für die Tiermedizin sondern auch für die bessere Verständigung unter den Kernländern des freien Nachkriegs-Europas – er engagierte sich mit großem Einsatz als französischer Delegierter, die politischen Institutionen Frankreichs nutzend, in der *Europäischen Union der Praktischen Tierärzte* (Gründung 1970) und im *Verein Deutsch-Französischer Tierärzte* (Gründung 1974). Aus Letzterem heraus konnte er seine langgehegte Idee von *Jumelages/Partnerschaften zwischen deutschen und französischen veterinärmedizinischen Ausbildungsstätten* mit der Gründung der Partnerschaften Lyon – Hannover (1981), Toulouse – München (1983), Nantes – Gießen (1985) und Paris/Alfort – Berlin (1987) verwirklichen.

Die Partnerschaft zwischen dem Fachbereich Veterinärmedizin der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Ecole Nationale Vétérinaire de Nantes (ENVN) ist mit ihren 20 Jahren inzwischen „erwachsen“ geworden; viele andere solche Vereinigungen haben dies nicht geschafft! Hier hat nicht nur Glück mitgespielt, sondern dies ist auch das Verdienst der Gründungsväter, der Professoren Denis Fromageot in Nantes und Knut Frese in Gießen, die in Freundschaft zueinander, mit ausgeprägter

Germanophilie beziehungsweise Francophilie ausgerüstet, ihre außerordentliche Begeisterungsfähigkeit zum Kennenlernen des anderen Landes auf die Studierenden übertragen konnten und nach ihrer Pensionierung die Partnerschaftsleitung an eine von ihnen für diese Aufgabe sorgfältig vorbereitete Nachfolgegeneration übertrugen. Diese neue Generation präsentierten in Nantes die Professoren Malhèr und dann Puyt, hier in Gießen der Autor dieses Beitrages, der ab 2006 aus Altersgründen die Nachfolge an Professor Gerstberger abgegeben hat.

Eine wichtige Unterstützung erfährt die Partnerschaft von dem im Rahmen des Élysée-Vertrages 1963 zwischen Präsident De Gaulle und Bundeskanzler Adenauer geschaffenen *Deutsch-Französischen Jugendwerk (DFJW)/Office Franco-Allemand pour la Jeunesse (OFAJ)*, das bis 1994 sporadisch, dann aber regelmäßig für Studierende neben Anderem die Reisekosten zwischen den Partnerorten übernahm, eine Summe, die sich zwischenzeitlich auf rund 100 000 Euro addiert.

Was sind zur Zeit die tragenden Elemente oder das Erfolgsrezept der Partnerschaft?

1. *Eine alljährlich stattfindende Besuchswoche mal in Gießen, mal in Nantes mit je etwa 25 Studierenden aus beiden Orten in Begleitung von Dozenten und insbesondere den beiden Partnerschaftsbeauftragten*

Mehr als 1000 Studierende haben somit in den 20 Jahren an dieser Woche teilgenommen. Die Anreise der Gäste erfolgt per Bahn oder Bus; die Studierenden erhalten jeweils billig und unkompliziert Unterschlupf in den WGs der gastgebenden Studis. Nach Auflage des DFJW hat das „*Fachbezogene Studien-seminar*“ mindestens 7 Tage (inklusive Hin-

und Rückfahrt der Gäste) zu dauern mit minimal fünf veterinärmedizinisch relevanten Ereignissen, organisiert durch die Gastgeber. So war z.B. das Programm der Besucherwoche 2005, in die die Jubiläumsfeier integriert war, und das auch von der Gießener Hochschulgesellschaft unterstützt wurde, wie folgt organisiert:

- Besichtigung von Einrichtungen des Fachbereiches Veterinärmedizin mit Teilnahme an der Ausbildung
- Exkursion zu ausgewählten landwirtschaftlichen Betrieben mit konventioneller, industrieller und ökologischer Nutztierhaltung
- Besuch von Forschungs-/Produktionsstätten der veterinärmedizin-relevanten pharmazeutischen Industrie.

Im Zentrum der Besuchswoche steht jedoch seit langem die „Matinée Scientifique“ mit wissenschaftlichen Vorträgen von je drei Dozenten der beiden Ausbildungsstätten – eine einzigartige Gelegenheit zum gegenseitigen Besser-Kennenlernen, vor allem für die Dozenten der Gastgeberseite. In froher abendlicher Runde vertieften sich solche Kontakte nicht selten zu Freundschaften. Die Studierenden ihrerseits gingen, trotz einiger sprachlicher Schwierigkeiten, in jugendlicher Leichtigkeit aufeinander zu mit dem Interesse am gemeinsamen Berufsziel und mit der Neugierde für die Andersartigkeit der Studien- und Lebensumstände der Kommilitonen aus dem Nachbarland.

2. Die Partnerschaft im Europäischen Erasmus-Sokrates-Programm für den Studierenden- und Dozentenaustausch, finanziert durch „Brüssel“

Der Partnerschaftsaustausch zwischen Gießen und Nantes ist im Vergleich zu anderen solchen Beziehungen vor allem auf Studentenebene sehr rege. In den 20 Jahren haben 184 Studierende aus Gießen in so genannten *Semesterstudienaufenthalten* ein oder mehrere reguläre Semester in Nantes studiert. Leicht hätten es mehr sein können, die Aufnahmekapazität der ENVN hat aber ihre Grenzen (bis 14 Studierende/Jahr). Leider war umgekehrt, trotz beiderseitiger intensiver Bemühungen der Dozenten,

das Verlangen der Nantaiser-Studis, in Gießen zu studieren, klein; über die Gründe dieser Unausgeglichenheit darf gerätselt werden! Der Austausch auf Dozentenebene ist als stetig zu bezeichnen. Allerdings bedarf es weiterer Anstrengungen, um das insgesamt vorhandene wissenschaftliche Potential insbesondere unter Einbindung junger Wissenschaftler besser zu nutzen.

Außerhalb der Semesterstudienaufenthalte haben in *Pflichtpraktika* rund 40 Gießener Studierende 6-wöchige Kurse an der ENVN in Nantes absolviert. Zunehmend in den letzten Jahren verbrachten auch Studierende aus Nantes (insgesamt 30) 2- bis 4-wöchige Praktika an Instituten und Kliniken unseres Fachbereiches.

3. Die Querverbindungen der Partnerschaft Gießen – Nantes zum Verein Deutsch-Französischer Tierärzte

Diese Verbindung wird derzeit vor allem durch den Mitbegründer dieses Vereins, Dr. André Desbois, lebendig gehalten. Die jährlich abwechselnd in Deutschland und Frankreich um den Himmelfahrtstag stattfindenden *Deutsch-Französischen Tierärzte-Treffen* sind seit langem eine feste Institution. Besonders durch den Einsatz Professor Knut Freses als Ausrichter des Treffens 2002 in Fulda hat sich die Bindung dieses Vereins zum Fachbereich Veterinärmedizin Gießen und zur Partnerschaft Gießen – Nantes intensiviert. Ziel des Vereins ist es, ein Podium für wissenschaftliche Vorträge zur Verfügung zu stellen, zudem können sich alte und junge Generationen in Verstehen und Freundschaft über das rein Berufliche hinaus finden – ein hochgestecktes, wirklich lohnendes Engagement in der Berufs- und Völkerverständigung!

Aussicht

Die Begegnungen anlässlich des 20-jährigen Jubiläums gaben Anlass zum Rückblick, aber auch zur Vorschau. So würdigte Prof. Dr. M. Thibier, Generalsekretär für Lehre und Forschung im Französischen Ministerium für Landwirtschaft, Ernährung, Fischerei und

Ländliche Angelegenheiten, nicht nur den derzeitigen Stand der Beziehungen, vielmehr rief er in seinem Grußwort dazu auf, diese Beziehungen, wie auch gerade unsere Partnerschaft, weiter zu entwickeln. Unter Verweis auf die *Deutsch-Französische Universität* sprach er von bisher nicht ausgeschöpften Möglichkeiten, das graduale und postgraduale Studium der Veterinärmedizin in Frankreich und Deutschland näher zu bringen mit dem Ziel, gemeinsame Plattformen für die wissenschaftliche Zusammenarbeit zu schaffen. Auch der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen, Prof. Hormuth, schloss sich diesem Aufruf an, der von allen Anwesenden positiv aufgenommen wurde.

Fazit

Dr. André Desbois hat mit Begeisterung dem Kernsatz meiner Eröffnungsworte zur Jubiläumsfeier 2005 applaudiert und mich gedrängt, diesen Satz – als Bestätigung und Fazit einer Erfolgsgeschichte – niederzuschreiben: „NANTES – GIESSEN UND GIESSEN – NANTES sind in unseren Veterinärschulen ein zusammenfassender Inbegriff des universitären Verstehens, der unkomplizierten beruflichen Zusammenarbeit, der Freundschaft, der Treffpunkt von Jung und Alt – der Studierenden und Dozenten – sowie das offene Tor, nicht nur zum Entdecken der Eigenarten des Partnerlandes, sondern auch Europas jenseits der Nationalitäten“.

www.schunk-group.com

Moderne Technologien für die Zukunft – die Schunk-Gruppe

35452 Heuchelheim
Telefon (06 41) 6 08-0
Telefax (06 41) 6 08-12 23



Sonderforschungsbereich 535 „Invasionsmechanismen und Replikationsstrategien von Krankheitserregern“

Ende September des letzten Jahres wurde der SFB 535 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) begutachtet. Die Gutachter vermerkten: „Der SFB beschäftigt sich mit spannenden Grundlagenfragen zu Invasionsmechanismen von Krankheitserregern, insbesondere Viren – einer stets hochaktuellen Thematik, die auch weiterhin großen Forschungsbedarf enthält.“ Seit Januar diesen Jahres befindet sich der SFB in seiner vierten und letzten Förderperiode von 3 Jahren. Ziel ist es, nicht nur die laufenden Projekte abzuschließen und zu einem ansehnlichen Gesamtergebnis zusammenzufügen, sondern auch die Grundlage für zukünftige Forschungsverbünde im Bereich der Infektionsbiologie zu schaffen.

Infektionskrankheiten in unserer Zeit

Die Zurückdrängung von Infektionskrankheiten und ihren Erregern ist einer der größten Erfolge der modernen Medizin. Eine so gefährliche und verbreitete Seuche wie die Pocken des Menschen konnte durch konsequente Impfaktionen weltweit ausgerottet werden. Die Kinderlähmung, hervorgerufen durch das Poliomyelitisvirus, steht kurz vor der endgültigen Ausrottung. Pest und Cholera sind zwar nicht völlig ausgerottet, werden jedoch bei den seltenen Ausbrüchen rasch unter Kontrolle gebracht. Bakterielle Infektionen können mit einem ganzen Arsenal unterschiedlicher Antibiotika bekämpft werden, sofern die Behandlung nicht zu spät kommt. Gegen viele virale oder bakterielle Krankheitserreger stehen Impfstoffe zur Verfügung, so dass einige der in früheren Jahrzehnten häufigen Kinderkrankheiten wie Diphtherie, Keuchhusten, Masern, Mumps oder Röteln hierzulande selten geworden sind. Diese Erfolge haben noch in den 1970er Jahren manche Beobachter zu der An-

sicht verleitet, dass Infektionskrankheiten bald ganz besiegt werden könnten, wenn nur die politischen, sozialen und ökonomischen Umstände den Einsatz der verfügbaren modernen Mittel erlauben. Spätestens mit dem Auftreten von AIDS wurde deutlich, dass dies ein Irrglaube war. Malaria und Tuberkulose, die scheinbar zurückgedrängt waren, nehmen wieder zu und fordern Millionen von Todesopfern pro Jahr. Bakterien, die gegen fast alle Antibiotika resistent sind, breiten sich auch in Deutschland aus. Fast jährlich tauchen neue infektiöse Bedrohungen wie z. B. Rinderwahnsinn, SARS, West Nil-Fieber oder Vogelgrippe auf, die aufwändige Kontrollmaßnahmen erfordern und riesige wirtschaftliche Verluste verursachen. Im Folgenden sollen zunächst einige allgemeine Aspekte von Infektionen anhand derjenigen Krankheitserreger, die Gegenstand des SFB sind, behandelt werden. Danach werden die Geschichte und die Zusammensetzung des SFB und schließlich die angewandten Methoden und Forschungsergebnisse dargestellt.

Infektion und Evolution

Infektionskrankheiten sind Folge der Auseinandersetzung eines Wirtsorganismus mit einem Erreger. Viele Wissenschaftler halten diese Auseinandersetzung sogar für die Hauptantriebskraft der Evolution. In der Tat gibt es viele Erreger-Wirt-Kombinationen, bei denen mit Hilfe der Molekulargenetik eine Jahrtausende währende Ko-Evolution nachgewiesen werden kann. Bei solchen Konstellationen hat sich zwangsläufig ein Gleichgewicht zwischen Erreger und Wirt eingespielt. Weder darf die Immunabwehr des Wirts den Erreger so stark unterdrücken, dass seine Vermehrung und Ausbreitung völlig zum Erliegen kommen, noch darf der Erreger den Wirt durch ungebremste

Vermehrung so schädigen, dass ihm seine Existenzgrundlage entzogen wird. Ein im SFB 535 erforschter Erreger, der wahrscheinlich schon seit mehr als hundert Millionen Jahren in bestimmten Vogel- und Säugetierwirten immer dieselbe ökologische Nische besetzt, ist das *Hepatitis B Virus*. Häufig ruft dieses Virus überhaupt keine merkliche Krankheit hervor. Erst durch die in der Neuzeit stark verlängerte Lebenserwartung kommt das pathogene Potential dieses Virus in Form von Leberzirrhose und Leberkrebs ab dem 40. Lebensjahr in großem Umfang zum Tragen.

Pathogenität und Wirtswechsel

Bei vielen wichtigen Infektionskrankheiten hat sich das Gleichgewicht Erreger-Wirt noch nicht eingestellt oder es ist durch Auftreten neuer Varianten labil. Dies gilt insbesondere dann, wenn ein Erreger seinen Wirt wechselt, z. B. von einer bestimmten Tierart auf den Menschen oder von einer Tierart auf eine andere übergeht. Aktuelle Beispiele sind *Influenzaviren*, die bei Wasservögeln, aber auch bei Säugern in vielen mäßig pathogenen Varianten vorkommen. Auch diese mäßig pathogenen Varianten fordern jährlich zehntausende von Todesopfern, vorwiegend unter bereits geschwächten Personen, jedoch sind es nicht diese normalen Varianten, welche zur Zeit so große Sorgen bereiten. Gefürchtet wird die spontane Entstehung von hochpathogenen Influenzavarianten, die sich zudem so verändern können, dass sie neue Wirtspopulationen erobern und massiv schädigen können. Die aktuellen Anzeichen sprechen in der Tat dafür, dass die hochpathogene und für Vögel bereits hochinfektiöse Variante H5N1 unter Erwerb einiger weniger zusätzlicher Mutationen auch für den Menschen hochinfektiös werden könnte und so ein ähnliches Desaster wie die „Spanische Grippe“ von 1918/19 hervorrufen könnte.

Noch unbekannt sind die Reservoirs der Filoviren, einer Familie fadenförmiger Viren, mit den Arten „*Marburgvirus*“ und „*Ebolavirus*“. Sie rufen insbesondere in Afrika ein häufig letales hämorrhagisches Fieber hervor, für das es noch keinen Impfstoff und auch keine Therapie gibt. Man vermutet, dass diese Viren in Fledermäu-

sen vorkommen. Es sind nämlich häufig Nagetier- oder Fledermaus-Arten, die bestimmte für den Menschen und andere Tierarten hochgefährliche Viren symptomlos beherbergen.

Es gibt viele weitere Beispiele für die Übertragung hoch pathogener Erreger vom Tier auf den Menschen. Beim Rind gibt es eine Unterart des Darmbakteriums *Escherichia coli*, die beim Menschen zum lebensbedrohlichen hämolytisch-urämischen Syndrom führen kann, während die Rinder selbst meist symptomlose Träger des Keimes sind.

Nun sind die meisten bakteriellen Erreger im Gegensatz zu Viren in der Lage, auch auf unbelebten Nährböden, z. B. auf oder in Nahrungsmitteln zu wachsen, d. h. sie brauchen nicht unbedingt eine lebende Tierart als Reservoir. Ein Beispiel sind die *Listerien*, eine Bakteriengruppe, die sich hervorragend an unterschiedlichste Umweltbedingungen anpassen können, z. B. an Wachstum in der Kälte. Im Gegensatz zu den meisten Bakterien hat eine pathogene Listerienart (*L. monocytogenes*) die Fähigkeit erworben, in lebende Wirtszellen einzudringen, sich dort zu vermehren und sich von Zelle zu Zelle weiter zu verbreiten. Übertragen werden die Listerien meist durch von Tieren stammenden Nahrungsmittel, selbst wenn diese gut gekühlt waren. Bei Menschen mit unreifem oder geschwächtem Immunsystem kann *L. monocytogenes* lebensbedrohliche Infektionen hervorrufen.

Persistenz und Immunität

Weniger spektakulär, letztlich aber nicht weniger gefährlich, sind Erreger, die keine akuten, sondern zunächst kaum bemerkte chronische Infektionen hervorrufen, welche erst nach Jahren oder Jahrzehnten zu dann unumkehrbaren Organschäden und letztlich zum Tod führen. Einer der unheimlichsten Vertreter solcher Erreger, ist das *Virus der Borna'schen Krankheit*, das bei Pferden eine fortschreitende Entzündung des Gehirns mit massiven zentralnervösen Störungen bewirkt. Wie so oft bei Infektionen ist es die Immunabwehr des Wirts und nicht der Erreger, der die Krankheit erzeugt (Immunopathogenese).

Hepatitis Viren der Typen *B* und *C* können sowohl akute als auch chronische Leberentzündungen (Hepatitis) hervorrufen, wobei eine heftige akute Erkrankung meist ausheilt, während eine scheinbar milder akuter Verlauf oft zur Chronizität führt. Zwar kann in seltenen Fällen auch eine akute Hepatitis zum Tode führen, weitaus mehr Opfer fordert jedoch die chronische Hepatitis. Ob eine Infektion akut oder chronisch verläuft hängt auch vom Immunsystem des Wirts ab. Foeten und Neugeborene haben ein noch unreifes Immunsystem. Eine Übertragung von der Mutter auf den Foetus oder auf das Neugeborene führt daher oft zu einer chronischen Infektion auch mit solchen Erregern, die beim immunkompetenten Erwachsenen lediglich eine vorübergehende Infektion hervorrufen.

Ein interessantes Beispiel für diese Situation gibt die Gruppe der *Pestiviren*, deren bekanntester Vertreter der Erreger der *klassischen Schweinepest* ist. Dieses für Schweine pathogene Virus tritt in unterschiedlichen Varianten auf und kann innerhalb weniger Tage nach Infektion zum Tod des Wirts führen. Ein verwandtes Virus der Rinder, das „*Bovine Virus-Diarrhöe Virus*“ (*BVDV*) ist in der Regel weniger pathogen und führt beim erwachsenen Rind nur zu einer vorübergehenden Infektion mit milden oder gar keinen Symptomen. Das Virus kann jedoch von einer infizierten trächtigen Kuh auf den Foetus übertreten und dort zu einer chronischen Infektion führen, die nach der Geburt zunächst symptomlos bleiben kann, obwohl sich das Virus stark vermehrt und ständig ausgeschieden wird. Aufgrund von zufällig auftretenden spontanen Mutationen kann jedoch aus dem weniger pathogenen persistierenden Virus eine hochpathogene Variante entstehen, die das chronisch infizierte Tier innerhalb von wenigen Tagen tötet. Der Vergleich von wenig pathogenen mit hochpathogenen Formen einer Erregerart ist eines der spannendsten Kapitel der modernen Infektionsforschung.

Infektion und Umwelt

Das Auftreten und die Verbreitung von Infektionserregern werden entscheidend von den Umweltbedingungen bestimmt, in denen die Wirts-

organismen leben. Dies gilt in besonderem Maße für parasitäre Krankheitserreger. Viele von ihnen müssen im Lauf ihres Lebenszyklus Stadien in verschiedenen Wirtsarten verbringen. Nach AIDS ist *Malaria* unter den Infektionskrankheiten zurzeit die häufigste Todesursache. Die Erreger (*Plasmodien*), einzellige Parasiten, vermehren sich in bestimmten Mückenarten, und werden bei der Blutmahlzeit auf den Menschen übertragen, wo sie sich ebenfalls massenhaft vermehren und vom Immunsystem nur schwer zu eliminieren sind. *Trypanosomen* sind eine weitere Familie von einzelligen Parasiten, die von Insekten übertragen werden. Eine Art ruft in Süd- und Mittelamerika die chronisch verlaufende Chagas-Krankheit hervor, andere Arten verursachen die Schlafkrankheit in Afrika. Die Verbreitung dieser schweren parasitären Krankheiten wird fast ausschließlich vom Lebensraum der Zwischenwirte, den blutsaugenden Insekten bestimmt.

Ähnliches gilt auch für viele Wurmerkrankungen. Unter den parasitären Würmern sind die verschiedenen *Schistosomenarten* („Pärcheneigel“), die in den großen Venen des Wirts leben, als Krankheitserreger besonders wichtig. Die reichlich abgelegten Eier durchdringen das Gewebe des Wirts, um über den Darm oder die Blase ausgeschieden zu werden. Dabei rufen sie schwere chronische Entzündungen (z. B. Bilharziose) hervor. Die aus den freigesetzten Eiern geschlüpften Larven müssen ein Lebensstadium in ihrem Zwischenwirt, einer Wasserschneckenart, verbringen, bevor sie in neue menschliche Opfer durch die Haut eindringen können. Künstliche Bewässerung, Stauseen und häufige Überschwemmungen begünstigen die Ausbreitung der hier genannten Zwischenwirte und so auch die Verbreitung der in ihnen lebenden Krankheitserreger.

Gießen – ein Zentrum der Infektionsforschung

Nur wenige Universitäten haben ähnlich gute Voraussetzungen für die Erforschung von Infektionskrankheiten wie die Justus-Liebig-Universität. Dies beruht auf der Existenz zweier medizinischer Fachbereiche, der Veterinärmedizin und der Humanmedizin. Während 34

deutsche Universitäten einen Fachbereich (Human)-Medizin haben, gibt es in Deutschland nur fünf veterinärmedizinische Fachbereiche. Bedenkt man, dass Infektionskrankheiten in der Veterinärmedizin eine noch größere Rolle als in der Humanmedizin spielen, wird allein daraus deutlich, dass Infektionsbiologie nicht zufällig ein Forschungsschwerpunkt in Gießen ist. Dazu kommt, dass einer der bedeutendsten Virusforscher der letzten Jahrzehnte, *Rudolf Rott*, schon in den 1950er Jahren in Gießen Veterinärmedizin studiert hat und 1964 vom Max-Planck-Institut für Virusforschung in Tübingen nach Gießen auf einen der ersten Lehrstühle für Virologie überhaupt berufen wurde. In der Folgezeit hat *Rudolf Rott* nicht nur sein eigenes Institut zu großer Blüte geführt, sondern auch das wissenschaftliche Umfeld in Gießen maßgeblich mitgestaltet. Mehrere der beteiligten Institute haben 1972 im damals neu erbauten Mehrzweckinstitut in der Frankfurter Straße 107 eine Heimat gefunden. *Rudolf Rott* war es auch, der 1968 den SFB 47 „Pathogenitätsmechanismen von Viren“ gründete. Dieser SFB war so erfolgreich, dass er über die üblichen 12 Jahre hinaus bis 1988 gefördert wurde. Aus dem SFB 47 gingen der SFB 272 „Molekulare Grundlagen biologischer Schaltvorgänge“ (Sprecher *Gerd Hobom*) und der SFB 249 „Pharmakologie biologischer Makromoleküle“ (Sprecher *Ernst Habermann*) hervor. Infektionsbiologische Fragestellungen hatten am Forschungsprogramm dieser beiden SFBs einen großen Anteil, waren aber nicht das übergeordnete Thema. Als 1994 diesen SFBs im Rahmen einer Finanzierungskrise der DFG nur noch eine verkürzte Förderungsperiode zugestanden wurde, lag es für die auf dem Gebiet der Infektionsforschung tätigen Wissenschaftler nahe, einen neuen SFB zu gründen, wobei sich „Invasionsmechanismen und Replikationsstrategien von Krankheitserregern“ als übergeordnetes Thema herauskristallisierte. Auf Anraten der DFG konnten die interessantesten Themenbereiche Tumorbio­logie und Infektionsimmunologie damals nicht einbezogen werden. Nach erfolgreicher Begutachtung konnte der SFB 535 Anfang 1997 seine Arbeit aufnehmen. In der Folgezeit erwies er sich nicht nur als sehr

nützliches Förderinstrument, sondern auch als ein sehr wichtiger hochschul- und wissenschaftspolitischer Faktor. Schon Mitte der 1990er Jahre gab es Pläne, das Institut für Medizinische Mikrobiologie am Fachbereich 11 (Humanmedizin) zu verkleinern und die freiwerdende C4-Professur nicht wieder zu besetzen. Angesichts der großen Bedeutung dieses Fachs für den gerade gegründeten SFB 535 wurden diese Pläne nicht realisiert, sondern der Lehrstuhl mit *Trinad Chakraborty* besetzt. Mit der Gründung und Koordination des „Giessen Research Center in Infectious Diseases“ (GRID) hat *Chakraborty* der bakteriologischen und immunologischen Verbundforschung in Gießen große Impulse gegeben. Damit verbunden ist auch die Federführung eines Teilbereichs im Nationalen Genomforschungsnetzwerks (NGFN) mit dem Thema: „Von Pathogen-induzierten Signaturen zu therapeutischen Zielgenen: Vergleichende und funktionelle Analyse der inflammatorischen Reaktion bei Gesunden und Erkrankten.“

Nun waren die Kürzungspläne der Landesregierung damit keineswegs zu den Akten gelegt. Ende 2003 wurde einer überraschten Öffentlichkeit der Plan präsentiert, die Universitätsklinik Gießen und Marburg so zu fusionieren, dass jede Fachrichtung möglichst nur einmal in Gießen oder Marburg vertreten sein sollte. Insbesondere war geplant, fast alle klinisch-theoretischen Fächer, also Klinische Chemie, Pathologie, Bakteriologie und Virologie des Fachbereichs Humanmedizin ausschließlich in Marburg fortzuführen. Die Existenz des SFB 535 und die umfangreichen Forschungsaktivitäten der Institute für Medizinische Mikrobiologie bzw. Virologie waren ein gewichtiges Argument, diese Pläne zu überdenken. Mit der Verabschiedung der zukünftigen Fächerverteilung („Quertapete“) an den drei (human)medizinischen Fachbereichen in Hessen durch den Landtag erscheint nunmehr die langfristige Zukunft der Infektionsforschung auch für die Humanmedizin in Gießen gesichert.

Der SFB 535 ist ein positives Beispiel für die Zusammenarbeit der Medizinischen Fachbereiche in Gießen und Marburg, da vier der 17 Teilprojekte im SFB 535 aus dem angesehenen Institut für Virologie der Universität Marburg kommen.

Dies ist kein Zufall, da der Leiter des Instituts, *Hans-Dieter Klenk*, zuvor viele Jahre in Gießen gewirkt und sehr erfolgreich mit *Rudolf Rott* zusammengearbeitet hat.

Es gibt bereits Pläne für eine erweiterte Zusammenarbeit der beiden Universitäten. Unter der Federführung von *Chakraborty* und *Klenk* wurde das Konzept für ein „Exzellenzcluster“ der Spitzenforschung an deutschen Universitäten mit dem Thema „Infektion und Umwelt“ entwickelt. Auch wenn dieses Verbundprojekt zunächst zugunsten eines anderen Themas zurückgestellt wurde, ist es doch wert, weiter verfolgt zu werden. Es bezieht nicht nur Human- und Veterinärmedizin, sondern auch die Fachbereiche Biologie sowie Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement ein, die auch jetzt schon im SFB 535 vertreten sind.

Methodische Ausrichtung des SFB

Infektionskrankheiten sind ein sehr konkretes Thema mit vielen Aspekten, die vom gesellschaftlichen Hintergrund der Übertragungssituationen über klinische Maßnahmen bis zur molekularen Analyse der Erreger reichen. Der SFB 535 ist als Verbundprojekt der DFG der Grundlagenforschung verpflichtet und zielt nicht auf unmittelbare klinische Anwendung. Im Zentrum steht die Frage, wie es Krankheitserreger bewerkstelligen, in den Wirtsorganismus einzudringen (Projektbereich A, Invasionsmechanismen) und sich dort zu vermehren (Projektbereich B, Replikationsstrategien). Dabei geht es um die Identifikation der daran beteiligten Moleküle in Erreger und Wirt und um die Aufklärung ihrer Strukturen. Aus den Strukturen soll nach Möglichkeit auch die Funktionsweise abgeleitet werden. Die hierfür nötigen Experimente werden überwiegend in Zellkulturen oder mit Extrakten von Krankheitserregern durchgeführt. Dadurch können Tierversuche ganz vermieden oder auf das nötige Minimum beschränkt werden.

Die verwendeten Methoden zur molekularen Analyse des Infektionsgeschehens stammen aus der Biochemie, Molekularbiologie und Zellbiologie unter zunehmender Hinzuziehung der

Bioinformatik zur Verarbeitung der großen Datenmengen. Genom und Proteom (d. h. die Gesamtheit aller Gene bzw. Proteine) eines Erregers oder Wirtsorganismus stehen im Mittelpunkt des Interesses. Neben der weiterhin wichtigen Detailanalyse einzelner Moleküle und ihrer Funktionen ist durch die Bioinformatik und neue Hochdurchsatz-Screening-Methoden die Systembiologie von Infektionskrankheiten zugänglich geworden. Biochemische Techniken auf höchstem Niveau, insbesondere Glycan- und Proteomanalyse mittels 2D-Elektrophorese und Massenspektrometrie, werden am biochemischen Institut des Fachbereichs Humanmedizin von *Rudolf Geyer* und *Günter Lochnit* (zentrales Teilprojekt Z1) bereitgestellt.

Auch die quantitative zeitliche und räumliche Zuordnung von Bakterien, Protozoen oder Viren zu Strukturen der Wirtszelle mit Hilfe moderner mikroskopischer Methoden ist neuester Stand der Technik. Folgerichtig beantragte der SFB 535 in den vergangenen Förderperioden ein konfokales Laser Scanning Mikroskop und eine Cryo-Einrichtung für eine artefaktfreie Darstellung von Molekülen oder Erregern in der Elektronenmikroskopie. Letztere ist Bestandteil eines Hochleistungselektronenmikroskops in der Zentralen Biotechnischen Betriebseinheit der Universität, welches von *Martin Hardt* (zentrales Teilprojekt Z4) betreut wird. Die Erfolgsaussichten für die Bewilligung solcher teurerer Geräte sind für einen Forschungsverbund besser als für ein Einzelprojekt. Als letzte größere Investition bewilligte die DFG für den SFB jetzt ein konfokales Scanning Mikroskop der neuesten Generation, mit dem Moleküle und Erreger in lebenden Zellen verfolgt werden können.

Die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Arbeitsgruppen wird durch die zweiwöchentlichen internen Seminare gestärkt. Dies dient auch der Schulung der rund 25 Doktoranden des SFB in der Vermittlung wissenschaftlicher Daten. Daneben bestehen enge Kontakte mit den biomedizinischen Graduiertenkollegs. Wissenschaftliche Expertise von aussen wird in den wöchentlichen öffentlichen Seminaren mit externen Gastsprechern vermittelt. Zudem pflegen alle Arbeitsgruppen nationale und interna-

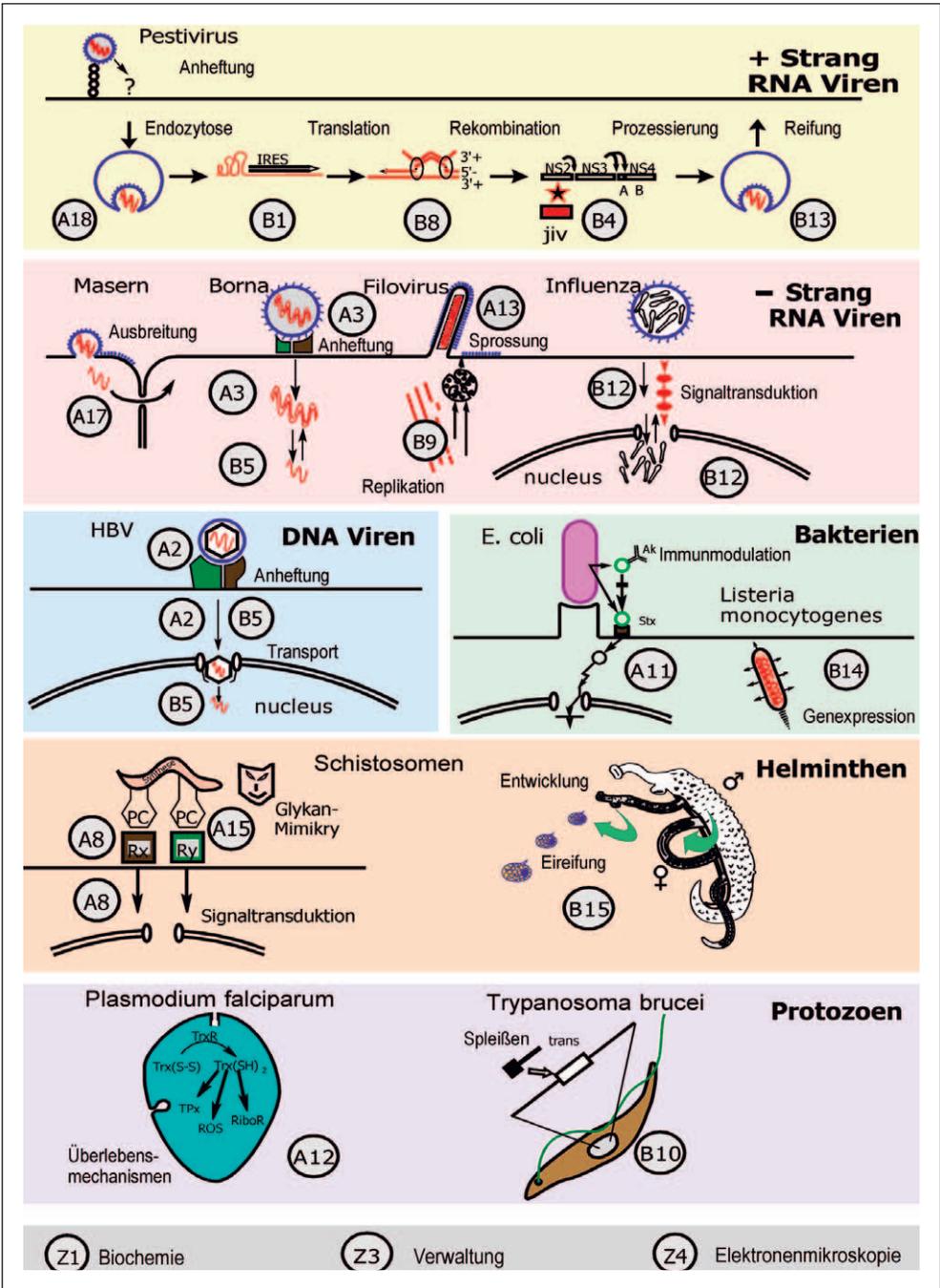


Abb. 1: Schematische Darstellung der im SFB 535 untersuchten Erregergruppen mit den Fragestellungen der einzelnen Teilprojekte, deren Nummer, z. B. A18, in den Kreisen angegeben ist. Von links oben bis Teilprojekt A15 stellt der durchgehende Strich in den Abbildungen die Zellmembran einer angedeuteten Zielzelle dar

tionale Kontakte. Viele sind auch an europäischen Verbundprojekten beteiligt

Forschungsprogramm

Eine Übersicht gibt Abb. 1, in der die einzelnen Teilprojekte in einer schematisch dargestellten Zelle entsprechend dem untersuchten Teilschritt im Infektionszyklus eines Erregers angeordnet sind. Eine aktuelle Übersicht geordnet nach Projektbereichen zeigt die Tabelle. Weitere Einzelheiten und eine genauere Darstellung der Teilprojekte findet sich in der Homepage des SFB www.sfb535.de

Pesti- und andere Plusstrang-RNA-Viren.

Ein von Anfang an umfangreiches Thema des SFB sind die Pestiviren. Unter der Leitung von *Heinz-Jürgen Thiel* hat sich das Institut für Virologie am Fachbereich Veterinärmedizin eine weltweit führende Position bei der Erforschung dieser Virusgruppe erarbeitet. *Till Rümenapf* und *Thomas Krey* (Teilprojekt A18) untersuchten, wie Pestiviren ihre Zielzelle erkennen, an Rezeptoren andocken und ihre Aufnahme in die Zielzelle auslösen. *Krey* erhielt hierfür einen Promotionspreis. Mit dem CD46-Molekül haben die beiden Forscher bereits einen Rezeptor identifiziert, es muss aber noch mindestens einen weiteren Rezeptoren geben.

Norbert Tautz (B4) prüft, wie die Aufspaltung von Vorläuferproteinen die Teilschritte der Virusvermehrung reguliert und worin sich hierbei hochpathogene von mäßig pathogenen Varianten unterscheiden.

Die hochpathogenen Varianten gehen aus den Normalvarianten häufig durch eine RNA-RNA-Rekombination hervor, deren Mechanismus von *Paul Becher* in Teilprojekt B8 sehr erfolgreich untersucht wird. Er hat entdeckt, dass diese Rekombination – nicht nur wie allgemein vermutet – bei der Neusynthese der RNA erfolgt, sondern davon unabhängig ist und hat dafür zwei Preise erhalten.

Till Rümenapf und *Heinz-Jürgen Thiel* (B13) haben, ebenfalls sehr überraschend, entdeckt, dass die Morphogenese der neu gebildeten Pestiviruspartikel nicht durch das virale Core-Protein gesteuert wird, sondern auf bisher ungeklärte Weise durch ein Nichtstrukturprotein.

Dies erfordert eine völlig neue Sichtweise in der Virologie.

Plusstrangviren haben ein einzelsträngiges RNA-Genom, das direkt als messenger RNA (mRNA), d.h. als Matrize, die Proteinsynthese steuern kann. Damit die viralen Proteine bei Pestiviren, aber auch bei anderen Plusstrang-RNA-Viren (z. B. Hepatitis-C-, Polio-, oder Hepatitis-A-Virus) entstehen können, ist ein besonderer Startmechanismus der Proteinsynthese („Translation“) mittels einer Internen Ribosomeneintrittsstelle (IRES) in der Virus-RNA erforderlich, deren Struktur und Funktion von *Michael Niepmann* (B1) seit langem erfolgreich untersucht wird.

Hepatitis B Virus. Auch dieses Virus ist Thema eines langjähriges Forschungsprojekts im SFB 535. *Wolfram Gerlich* und *Dieter Glebe* (A2) identifizierten die Stellen auf der Virusoberfläche, die Bindung und Aufnahme des Virus in die Leberzelle sorgen. *Glebe* erhielt hierfür einen Förderpreis. In Zukunft sollen die noch unbekanntenen Rezeptoren auf der Leberzelle identifiziert werden.

Nachdem das Virus aufgenommen wurde, muss sein „Core“ zum Zellkern transportiert werden, wo aus dem Core das Virusgenom freigesetzt wird. *Michael Kann* (B5) hat in international stark beachteten preisgekrönten Arbeiten die molekularen Mechanismen dieses komplexen Vorgangs beispielhaft aufgeklärt.

Minusstrang-RNA-Viren. Diese Viren sind im SFB vorwiegend Thema der vier Marburger Arbeitsgruppen. *Wolfgang Garten*, ein früherer Gießener, erforscht mit molekularbiologischen und biochemischen Methoden die vor wenigen Jahren noch unbekanntenen Strukturkomponenten des Virus der Borna'schen Krankheit und sucht nun nach den zellulären Partnern für Virusbindung und Aufnahme (A3).

Andrea Maisner (A17) untersucht das interessante Phänomen, wie das Masernvirus entweder von der infizierten Zelle freigesetzt werden oder aber direkt von Zelle zu Zelle durch Fusion der Zellmembranen weitergegeben werden kann. Der Zusammenbau und die Freisetzung von Viren mithilfe von Organellen der Wirtszelle wird von *Stephan Becker* (A13) untersucht, hier am Beispiel des hochgefährlichen Marburg-Virus.

Elke Mühlberger (B9) erforscht dagegen einen davor ablaufenden Teilschritt, nämlich die Replikation, d. h. die Vermehrung des RNA-Virusgenoms, beim verwandten Ebolavirus bis in das letzte molekulare Detail, um die unterschiedliche Virulenz verschiedener Ebolavirusvarianten zu verstehen.

Das Minusstrang-RNA-Virus, welches in der letzten Zeit in der Öffentlichkeit die meiste Aufmerksamkeit bekommen hat, ist das Influenzavirus. *Stephan Pleschka* (ein früherer Marburger, jetzt in Gießen) untersucht mit seinen preisgekrönten Arbeiten, welche molekularen Signalketten das Virus für die Zwecke seiner eigenen Vermehrung in der Wirtszelle auslöst (B12) und hat dabei Hinweise für die Ursachen der unterschiedlichen Pathogenität verschiedener Virusvarianten sowie für neue Therapiekonzepte der Influenza erhalten.

Bakterien. Auch bakterielle Infektionen können mittels Signaltransduktionen die Funktionen der Wirtsorganismen zu ihrem Vorteil verändern. Wie *Christian Menge* und *Georg Baljer* (A11) zeigen konnten, lähmt das Shigatoxin von enterohämorrhagischen E-coli-Stämmen (EHEC) im Rind die Immunreaktionen des Wirts, zugleich aber auch die Entstehung von Krankheitssymptomen.

Listeria monocytogenes kann sich äusserst flexibel an seine Umwelt anpassen. Es registriert dazu Signale aus der Wirtszelle, in die es eingedrungen ist und setzt diese Signale in eigene Genexpressionsmuster um. *Torsten Hain* und *Trinad Chakraborty* (B14) verwenden für das Projekt modernste systembiologische Verfahren der Genom- und Transkriptionsanalyse.

Helminthen. Helminthen sind in Gießen ein Thema mit großer Tradition. Noch im Vorgänger-SFB 272 haben *Horst Zahner*, *Gerd Hobom* und *Stephan Stirm* Proteine und Gene des Erregers der tropischen Wurmkrankheit Elephantiasis und ähnlicher Filarien aufgeklärt. Ihre Arbeitsrichtung wird heute von *Rudolf Geyer* und *Günter Lochnit* fortgesetzt. Während *Lochnit* die Biosynthese und biologische Wirkung von Phosphorylcholin-modifizierten Glykokonjugaten auf die Entwicklung von Helminthen untersucht (A8), klärt *Geyer* das Phänomen der „Molekularen Mimikri“ bei Schistosomen und verwandten Wurmart auf.

Diese Krankheitserreger passen ihre Oberflächen-Glykoside ihrem jeweiligen Wirt (Mensch bzw. Wasserschnecke) an und können so vom Immunsystem nicht richtig erkannt werden.

Das krankmachende Prinzip der Schistosomen sind die Eier, die das Weibchen massenhaft ausscheidet. Mit einem neuartigen molekularbiologischen Ansatz untersucht *Christoph Greveling* (B15), welche Signalmoleküle des in enger Umarmung lebenden Männchens (Pärchenege!!) die Geschlechtsreife des Weibchens und damit die Ei-Produktion auslösen.

Protozoen. Fast alle Teilprojekte untersuchen die Wechselwirkung von Erreger- und Wirtskomponenten. Jedoch können die Erreger selbst, wie z. B. die vorhin erwähnten Schistosomen, auch ein eigenständiges Thema sein. Plasmodien vermehren sich in den Erythrozyten, einer „Umwelt“, die aufgrund der großen Menge an chemischen Radikalen sehr unbedenklich für den Erreger sein kann. *Katja Becker-Brandenburg* identifiziert äusserst erfolgreich die Schutzfaktoren der Plasmodien, die den Abbau der giftigen Radikale ermöglichen und ermittelt dadurch Zielstrukturen für neue Malaria-medikamente. Sie erhielt dafür den Carus-Preis und die Carus-Medaille.

Trypanosomen sind molekularbiologisch wegen einer Besonderheit interessant, die sie auch mit anderen Parasiten teilen: dem trans-Spleißen. Trans-Spleißen ist das Zurechtschneiden und Zusammenfügen von mRNA aus verschiedenen RNA-Vorläufermolekülen. Das Spleißen mit seinen vielen Kombinationsmöglichkeiten steigert die Vielfalt der Genexpression bei allen kernhaltigen Lebewesen ganz erheblich, jedoch gibt es bei den höheren Lebewesen nur das cis-Spleißen innerhalb des selben RNA-Moleküls. Die molekulare Struktur der Spleiß-Maschinerie in diesen urtümlichen Protozoen wird von *Albrecht Bindereif* in Teilprojekt B10 aufgeklärt.

Fazit

In der Summe haben alle Mitglieder des SFB sehr erfolgreich gearbeitet und maßgeblich zum Profil der Universität Gießen beigetragen. Dies zeigt sich nicht nur an der positiven Begutachtung und der umfangreichen Publikationstätigkeit, sondern auch an 5 Habilitationen sowie 7 Preis-

verleihungen an Mitglieder des SFB allein in der letzten Förderperiode. Der SFB ermöglicht es derzeit 22 Doktoranden und 8 Postdoktoranden, ihre wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen. Insgesamt wird der SFB von 2006 bis Ende 2008 mit 5,92 Mio. € gefördert

Perspektive

Auch wenn die einzelnen Teilprojekte auf den ersten Blick divergent erscheinen mögen, so verfolgen sie doch dasselbe Ziel: molekulares Verständnis von Infektionsvorgängen. Ein solches Verständnis kann mitunter allgemein bedeutsame biologische Erkenntnisse erbringen, z. B. die Aufklärung von Endozytose, intrazel-

lulärem Transport, Signaltransduktion, Genexpression usw. Daneben können die Erkenntnisse zur medizinischen Anwendung führen, d. h. neue Diagnostika, Therapeutika oder Impfstoffe ermöglichen oder die Prävention über Änderungen der Umweltbedingungen verbessern. Zukünftige Verbundforschung im Bereich der Infektionsbiologie sollte in Gießen die Immunologie und Epidemiologie, aber auch Infektionen bei Pflanzen und wirbellosen Tieren einbeziehen. Außerdem sollte verstärkt eine Zusammenarbeit mit der Universität Marburg und außeruniversitären Instituten der Region gesucht werden.

Wolfram Gerlich, Sprecher des SFB 535

Teilprojekte (TP) des SFB 535

TP	Titel	Fachgebiet und Arbeitsrichtung	Leiter/in, Institut, Ort
A2	Struktur und Funktion der Hepatitis-B-Virus-Oberflächenproteine	Virologie, Hepatitisviren	W. H. Gerlich, D. Glebe, Inst. f. Med. Virologie, Gießen
A3	Rolle der Hüllproteine des Virus der Bornaschen Krankheit (BDV) bei Invasion und Replikation des Virus	Virologie, Molekularbiologie	W. Garten, Inst. f. Virologie, Marburg
A8	Struktur, Biosynthese und Funktion von Glykokonjugaten aus Helminthen	Biochemie, Parasitologie	G. Lochnit, Biochemisches Inst., Gießen
A11	Die Shigatoxin-Bildung und ihre Bedeutung in der enteralen Escherichia-coli-Infektion des Rindes	Bakteriologie, Immunologie	C. Menge, G. Baljer, Inst. f. Hygiene u. Infektionskrankheiten der Tiere, Gießen
A12	Zellulärer Redoxmetabolismus bei Malaria tropica	Biochemie, Molekulare Parasitologie	K. Becker-Brandenburg, M. Deponte, Interdisziplinäres Forschungszentrum, Biochemie der Ernährung, Gießen
A13	Interaktion des Matrix- und des Oberflächenproteins des Marburg-Virus mit zellulären Strukturen	Virologie, Filoviren	S. Becker, Inst. f. Virologie, Marburg
A15	Molekulare Mimikry bei Trematoden	Biochemie, Parasitologie	R. Geyer, Biochemisches Inst., Gießen
A17	Bedeutung der Hüllprotein-Wechselwirkungen für die Zellausbreitung und die Freisetzung von Masernviren	Virologie, Masernviren	A. Maisner, Inst. f. Virologie, Marburg
A18	Internalisierung und Membranfusion von Pestiviren	Virologie	T. Rümenapf, T. Krey, Inst. f. Virologie, Gießen
B1	Regulation der Translation bei Picornaviren und Hepatitis-C-Virus	Molekularbiologie, Virologie	M. Niepmann, Biochemisches Inst., Gießen
B4	Zytopathogenität von Pestiviren	Virologie, Molekularbiologie	N. Tautz, Inst. f. Virologie, Gießen
B5	Intrazellulärer Transport und Freilegung des Hepatitis-B-Virus-Genoms	Virologie, Zellbiologie	M. Kann, Inst. f. Med. Virologie, Gießen
B8	RNA-Rekombination bei Pestiviren	Virologie, Molekularbiologie	P. Becher, Inst. f. Virologie, Gießen

TP	Titel	Fachgebiet und Arbeitsrichtung	Leiter/in, Institut, Ort
B9	Untersuchungen zur Replikation von Filoviren	Virologie, Filoviren	E. Mühlberger, Inst. f. Virologie, Marburg
B10	Cis und Trans mRNA-Spleißen in Trypanosomen	Biochemie, Molekularbiologie	A. Bindereif, Inst. f. Biochemie, Gießen
B12	Bedeutung virusinduzierter Wirtsfaktoren für die Replikation von Influenza-Viren	Virologie, Zellbiologie	S. Pleschka, Inst. f. Med. Virologie, Gießen
B13	Rolle von Nichtstrukturproteins 3 (NS3) und des Coreproteins (C) in der Morphogenese von Pestiviren	Virologie	T. Rümenapf, H.-J. Thiel, Inst. f. Virologie, Gießen
B14	Untersuchung der Replikationsstrategien von <i>L. monocytogenes</i> im In-vitro- und In-vivo-Modell durch genomweite Transkriptionsanalyse	Mikrobiologie, Pathogenitätsmechanismen	T. Hain, T. Chakraborty, Inst. f. Med. Mikrobiologie, Gießen
B15	Identifizierung und Charakterisierung von Genen mit essentieller Funktion für die Entwicklung von Schistosomen-Weibchen	Parasitologie	C. G. Grevelding, Inst. f. Parasitologie, Gießen
Z1	Strukturanalyse von Biomolekülen	Biochemie, Analytik	R. Geyer, G. Lochnit, Biochemisches Institut, Gießen
Z3	Zentrale Aufgaben	Verwaltung	W. H. Gerlich, S. Pleschka, Inst. f. Med. Virologie, Gießen
Z4	Cryoelektronenmikroskopie	Elektronenmikroskopie	M. Hardt, Zentrale Biotechnische Betriebseinheit, Gießen

Der Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ geht in die vierte Runde

Der im Jahre 1997 gegründete Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ wurde im Juli des letzten Jahres von der Deutschen Forschungsgemeinschaft evaluiert. Der Gießener SFB, so der Befund der Gutachter, ist ein exzellenter und ausgesprochen aktiver Forschungsverbund, der weit über nationale Grenzen hinaus sichtbar ist. Damit geht der SFB nun in seine vierte und abschließende Bewilligungsphase. Insgesamt läuft das Bestreben des Sonderforschungsbereichs in der abschließenden Förderperiode darauf hinaus, ein zusammenfassendes, auch selbstkritisches Fazit der im Zeitraum von über einem Jahrzehnt unter dem Oberbegriff „Erinnerungskulturen“ gemeinsam geleisteten Arbeit vorzulegen.

Erinnerung – in ihrer individuellen und kollektiven Dimension – ist heute ein Kulturthema ersten Ranges: Es begegnet uns im Feuilleton, in politischen Diskussionen und in zahlreichen kulturwissenschaftlichen Abhandlungen. Das anhaltende öffentliche Interesse an Erinnern und an Vergessen hat vielfältige Gründe. Es ist nicht zuletzt auf das Schwinden derjenigen Generation zurückzuführen, die Holocaust und Zweiten Weltkrieg noch bewusst erlebt hat. Für die kollektive Erinnerung an die Katastrophen des 20. Jahrhunderts bedeutet dies einen tief greifenden Einschnitt, denn damit bricht die mündliche Überlieferung, das kommunikative Gedächtnis von gelebter Geschichte ab. Zeitzeugen sind dann nicht länger als Gewährinstanz verfügbar. Die Konjunktur der Erinnerungsthematik ist aber auch mit der gegenwärtigen Medienrevolution in Verbindung zu bringen. Durch die Entwicklung von neuen Medientechnologien stehen heute ungeahnte Möglichkeiten der Speicherung von Daten zur Verfügung. Die digitale Revolution stellt heutige Gesellschaften vor eine ungeheure Menge an Selektionsentscheidungen: Was soll wieso

und wie festgehalten werden, wem soll es nützen und wer soll es kontrollieren? In der jüngsten Diskussion kommt zudem ein dritter Aspekt hinzu, der die Herausbildung von Erinnerungskonkurrenzen betrifft: In heutigen, zunehmend pluralen Gesellschaften stehen sich unterschiedliche Erinnerungskulturen gegenüber, die um das Recht konkurrieren, die Vergangenheit des Gemeinwesens zu definieren. Minoritäten beharren auf ihren partikularen Vergangenheitserfahrungen und fordern entschieden deren Anerkennung. Diskussionen wie um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ zeigen, dass das Thema „Erinnerung“ nicht selten einen Streit um Gedächtnis und Gegengedächtnis auslöst, einen Streit, der um die Frage nach der „richtigen“ Weise zu erinnern kreist.

Der nunmehr seit neun Jahren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte und im Januar dieses Jahres in die vierte (und damit letzte) Bewilligungsphase gehende Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ untersucht Inhalte und Formen *kultureller* Erinnerungen. Dem liegt die Einsicht zugrunde, dass Erinnerungsprozesse der Art, die man gemeinhin mit dem Individuum assoziiert, auch fortwährend auf der Ebene der Kultur stattfinden. Kulturen, Gesellschaften oder soziale Gruppen nehmen auf verschiedenartige Weise auf Vergangenes Bezug, etwa indem sie in Texten, in Gedenkfeiern, in Riten und Ritualen, in Archiven oder anderen mnemonischen Symbolen Vergangenes aufrufen und mit Bedeutung versehen. Diese organisierte Praxis der geteilten Vergangenheitsauslegung bildet den Ausgangspunkt für die Entstehung eines überindividuellen, kollektiven Gedächtnisses, das gruppenspezifische Identitätsmuster und Selbstverständnisse prägt. Nicht nur Individuen, sondern auch Kulturen oder Gruppen generieren demnach zum Zwecke der Selbstvergewisserung

und -deutung eine gedächtnisbasierte „soziale Autobiographie“ bzw. ein kollektives Gedächtnis. Das Anliegen des Sonderforschungsbereichs „Erinnerungskulturen“ ist es, Formen und Funktionen des Erinnerns von der Antike bis ins 21. Jahrhundert zu analysieren und so das Bewusstsein für die Historizität erinnerungskultureller Konstellationen zu schärfen: Der Vergangenheitsbezug kultureller Eliten in der griechisch-römischen Kaiserzeit, die Erinnerung an Jeanne d’Arc oder an das Britische Empire gehören ebenso zu den Untersuchungsgegenständen des Sonderforschungsbereichs wie gruppenspezifische Strukturen und Funktionen der Erinnerung im Zeitalter der beiden Weltkriege. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei der konstitutiven Rolle von Erinnerungen für die Legitimierung, aber auch Delegitimierung gruppenspezifischer Identitäten. Diese soziale Dimension des Erinnerns unterstreicht, dass Erinnerung ein dynamischer Prozess ist, in dem die Bezugshorizonte – also die Fragen, „wer“ und „was“ auf welche Weise erinnert werden soll – auf immer neue Weise ausgehandelt, verändert und überlagert werden.

Der Sonderforschungsbereich vereinigt insgesamt 20 HochschullehrerInnen und etwa 50 MitarbeiterInnen aus zwölf kulturwissenschaftlichen Disziplinen: den Geschichtswissenschaften, Literaturwissenschaften (Anglistik, Romanistik, Germanistik), der klassischen Philologie (Latinistik, Gräzistik), Kunstgeschichte, Medizingeschichte, Turkologie, Orientalistik, Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie. Das Potential einer interdisziplinären Erinnerungsforschung wird von dem SFB seit seiner Gründung dazu genutzt, die Rahmenbedingungen des historischen Erinnerns, die Ausbildung spezifischer Erinnerungskulturen sowie die unterschiedlichen Formen der Erinnerung zu untersuchen. Der SFB „Erinnerungskulturen“ verbindet die praxisreflexive Methodik der Sozial- und Geschichtswissenschaften mit dem stärker formenorientierten Zugang der Literatur- und Kunstwissenschaften.

Das Konzept der Erinnerungskulturen

Das Konzept der Erinnerungskulturen unterstreicht gegenüber dem statisch konnotierten Begriff „kulturelles Gedächtnis“ die Vielfalt

eines durch Konkurrenzen geprägten Erinnerungsgeschehens. Es versteht die Dynamik des Erinnerungsgeschehens als Resultat der Pluralität von gleichzeitigen Erinnerungsfeldern, die um gesellschaftliche Deutungshoheit konkurrieren. Der Begriff der Erinnerungskulturen weist auf die Vielfalt von Vergangenheitsdeutungen, die sich nicht nur diachron in unterschiedlichen Ausprägungen des kulturellen Gedächtnisses manifestieren, sondern auch synchron in verschiedenartigen Weisen des Vergangenheitsbezugs. Genau genommen gibt es – zumindest in differenzierten Gesellschaften – keine homogene, gesamtgesellschaftliche Erinnerungskultur, sondern nur konkurrierende Erinnerungskulturen. Religiöse, kulturelle, ethnische, generationen- und geschlechtsspezifische Gruppen verfolgen jeweils eigene Erinnerungsinteressen. Unterschiedliche Trägergruppen nehmen auf ganz verschiedene Weise auf Vergangenes Bezug und entwickeln je eigene, gruppenspezifische Erinnerungskulturen. Vor allem in komplexen Gesellschaften stehen sich diese Erinnerungskulturen nicht harmonisch gegenüber, sondern verschlingen sich im Streit um die Deutung von Vergangenheit. Pluralistische Gesellschaften werden dieses agonale Moment nicht zum Stillstand bringen können; in ihnen können die Geschichtsbücher im Prinzip jederzeit neu geschrieben werden. So ist Erinnerungskultur etwas Dynamisches, das permanent im Wandel begriffen ist und auf sich verändernde gesellschaftliche Interessenskonstellationen reagiert. Die durch den 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs ausgelösten Debatten über den Umgang mit der Vergangenheit zeigen diese Dynamik besonders deutlich: Immer mehr, immer diversere Kollektive melden sich zu Wort und formulieren oftmals exklusive Erinnerungsprivilegien. Vor diesem Hintergrund stellt die Eröffnung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas am 10. Mai 2005 keinen End-, sondern vielmehr einen Referenzpunkt für die Fortentwicklung der institutionalisierten Erinnerung an die Opfer von staatlichen Gewaltverbrechen (nicht nur) in Deutschland dar. Die Diskussion um die Errichtung von weiteren zentralen Mahnmalen für andere Opfergruppen des Nationalsozialismus,

aber auch die Forderung nach entsprechenden Gedenkstätten für die Opfer von Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung bestätigt den Befund, dass Erinnerung immer an die Deutungsleistungen sozial konkurrierender Gruppen geknüpft ist und sich daher ständig im Fluss befindet.

Die konstitutive Dynamik, d. h. die Wandelbarkeit von Erinnerungskulturen versteht der Gießener Sonderforschungsbereich im Wesentlichen als Resultat von drei sich überlagernden und wechselseitig beeinflussenden Faktoren: zum einen von den wandelnden gesellschaftlichen Herausforderungslagen, zum zweiten von der Konkurrenz um Erinnerungshoheit und zum dritten von den variierenden kommunikationsgeschichtlichen Ausgangslagen. Die Herausforderungslagen, mit denen sich Gruppen konfrontiert sehen, werden dann zu einem entscheidenden Faktor, der einen Wandel der Erinnerungskultur einleitet, wenn etablierte Mechanismen der Erklärung und Bewältigung von Erfahrung versagen: Erinnerungen werden nach Maßgabe gegenwärtiger Sinn- und Handlungsanforderungen konstruiert. So rückten etwa die Verbrechen des Naziregimes und der Massenmord an den Juden erst nach dem erfolgreichen ökonomischen Wiederaufbau in der Bundesrepublik Deutschland, nach der Konsolidierung der Westbindung und mit dem Aufbegehren der jüngeren Generation ab Mitte der 1960er Jahre in das Zentrum der gesellschaftlichen Erinnerungsbemühungen und -diskurse. Erst nach Ende der vorherigen Herausforderungen konnte offenbar das kollektive Bewusstsein für die Verantwortung für beispiellose Verbrechen aus der Zeit von 1933–1945 wachsen, der sich die Deutschen stellen mussten.

Dynamisiert werden Erinnerungskulturen aber auch durch die Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Erinnerungsinteressen und dem damit verbundenen Streit um Erinnerungshoheit: Erinnerung stiftet nicht nur Identität und Gemeinschaft, sondern kann auch zum Anlass veritabler Erinnerungskonflikte werden. Schlagworte wie „Erinnerungsprivileg“ und „Erinnerungshoheit“ rufen die Frage auf den Plan, wer bestimmt, was auf welche Weise erinnert werden sollte. Für differenzierte Gesellschaften ist eine Unterscheidung zwischen hegemonialer Er-

innerungskultur einerseits und den partikularen kollektiven Gedächtnissen andererseits zu treffen. Die hegemoniale Erinnerungskultur ist daraufhin orientiert, gruppenspezifische Vergangenheitsdeutungen und Bewertungsleistungen als verbindliche bzw. einzig richtige Weise des Erinnerns zu legitimieren. Es gibt also einen Wahrheitsgehalt der Vorstellung des singulären Charakters von kultureller Erinnerung – und dies auch in modernen Gesellschaften. Die Bestrebung, eine adäquate Auseinandersetzung der Türkei mit dem Genozid an den Armeniern zum Kriterium für die Aufnahme des Landes in die Europäische Gemeinschaft zu erheben, ist ein solches Beispiel: Die Bereitschaft, sich der hegemonialen Erinnerungskultur anzupassen, wird damit zur Bedingung für die Teilhabe an einer politischen Identität. Zugleich sieht sich aber auch die Europäische Gemeinschaft durch die Forderung verschiedenster Opfergruppen des Nationalsozialismus nach entsprechenden Gedenkstätten mit der Herausforderung konfrontiert, sich über ihre eigenen Sinnorientierungen und Identitätskonzepte zu verständigen. So diskutieren etwa zurzeit europäische Intellektuelle die Frage, ob die politische Union sich als auf den Holocaust rekurrierende Verantwortungsgemeinschaft konstituieren solle. Die dynamischen Wechselwirkungen und Friktionen zwischen hegemonialem und minoritärem Vergangenheitswissen werden damit gleichsam zum Motor einer ständigen Reorganisation des öffentlichen Gedächtnisraums.

Entscheidend bei dieser Konkurrenz um Erinnerungshoheit sind nicht nur die Macht- und Machtdurchsetzungsverhältnisse, sondern auch die kommunikationsgeschichtlichen Ausgangslagen, also Medien der Erinnerung. Die Konstitution und Zirkulation von Vergangenheitsversionen werden in kulturellen Kontexten allererst durch Medien ermöglicht: durch mündliche Rede, Fotografie, Internet und Musik etwa. Jedem kollektiven Erinnerungsprozess ist eine Medienselektion vorgängig, die stets semantisiert ist und weitreichende Folgen für Möglichkeiten und Grenzen des Erinnerns mit sich bringt. Mit der Vervielfältigungsrevolution im 15. Jahrhundert etwa, dem Alphabetisierungsprozess des 19. und der digitalen Revolution

des 21. Jahrhunderts ändern und ändern sich auch die Herausforderungen für die herrschenden Standards der Erinnerungskontrolle. Die Frage nach der gesellschaftlichen Anerkennung des eigenen Vergangenheits- und Identitätsverständnisses und damit die Durchsetzung von hegemonialen Erinnerungsinteressen ist eng mit der Frage nach medialer Repräsentation im öffentlichen Raum verbunden, mit der Verfügbarkeit von gedächtnisspezifischen Verbreitungsmedien und deren jeweiligem Erinnerungspotential. Mediale Repräsentationen sind ein zentrales Mittel, um Geschehnisse intersubjektiv nachvollziehbar und damit allererst „real“ zu machen. Was von der Vergangenheit bleibt, sind oftmals nur Medien des Gedächtnisses, die als materiale Zeichen Einblicke in vergangene Realitäten bieten. Damit stellt sich für den SFB aber nicht nur die Frage, welche Medien zu einem gegebenen Zeitpunkt in der Erinnerungskultur zur Verfügung stehen, sondern auch, welche und wessen Vergangenheitsversionen überhaupt medial tradiert werden und welche Gruppen Zugriff auf Erinnerungsmedien haben. Aus diesem Erkenntnisinteresse heraus untersucht der SFB Kunstmedien ebenso wie populäre Massenmedien, um deren spezifische erinnerungskulturelle Leistungsfähigkeit in kulturellen Konkurrenzsituationen in den Blick zu nehmen. Die Erforschung von Erinnerungskulturen geht daher stets mit der Erforschung von kulturellen Leitmedien einher, die zu einem gegebenen Zeitpunkt um Deutungshoheit konkurrieren.

Die Struktur des Sonderforschungsbereichs: Projektbereiche und Arbeitsgruppen

Die Gedächtnisforschung ist in der Geschichtswissenschaft ebenso beheimatet wie in der Medienwissenschaft, in den Philologien gleichermaßen wie in der Soziologie und Politologie. Das Phänomen der Erinnerung ist in der Vielfalt seiner Erscheinungen und Funktionen ein typisches transdisziplinäres Forschungsfeld, das keine Disziplin für sich allein zu reklamieren vermag. Es ist aber nicht nur ein transdisziplinäres Thema in dem Sinne, dass es in keiner Disziplin abschließend zu bestimmen ist. Es ist auch ein interdisziplinäres Forschungsfeld, das

zwischen den fachspezifischen Bereichen Interaktionen ermöglicht und erfordert.

Der konstitutiven Interdisziplinarität des Erinnerungskulturenthemas versucht der Gießener Sonderforschungsbereich durch zwei, von Beginn an institutionalisierte Säulen gerecht zu werden: zum einen durch die chronologisch geordneten interdisziplinären Projektbereiche, und zum anderen durch die interdisziplinären Arbeitsgruppen, die projektbereichsübergreifend organisiert sind und eine systematisch-inhaltliche Strukturierung seiner Fragestellung ermöglichen. Der SFB vereinigt insgesamt zwanzig Teilprojekte, die einen Bogen von der Antike bis zur Gegenwart spannen, und sich solch diversen Themen wie etwa der „Revolutionserinnerung in der europäischen Bildpublizistik“, „ständischen Erinnerungskulturen in der Frühen Neuzeit“ oder der „professionellen Erinnerung an der Börse“ annehmen. Diese Teilprojekte werden von fünf übergeordneten Projektbereichen chronologisch strukturiert: Projektbereich A fokussiert die Bildung und Identitätskonstruktion in römischer Kaiserzeit und Spätantike, Projektbereich B beschäftigt sich mit Erinnerungskulturen und Gruppenidentitäten in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Projektbereich D untersucht die Plurimedialität und Narrativität kultureller Erinnerungsprozesse, die im Projektbereich E versammelten Teilprojekte analysieren gruppenspezifische Strukturen und Funktionen der Erinnerung an Nationalsozialismus und Faschismus, und Projektbereich F nimmt schließlich Zeitentwürfe und Sakralität als Herausforderung an Erinnerungen in der transnationalen Konstellation in den Blick. Gemeinsam suchen die chronologisch geordneten Projektbereiche die Pluralität und Dynamik von Erinnerungskulturen in historisch-kontextualisierender Perspektive zu erfassen.

Die Projektbereiche sind über ihre internen Zusammenhänge hinaus auch durch ihre Einbindung in Arbeitsgruppen miteinander vernetzt. Ihre projektübergreifende Organisation macht die AGs zur zweiten Säule, die die interdisziplinäre Zusammenarbeit des Sonderforschungsbereichs gewährleistet. Jedes Mitglied des SFB gehört mindestens einer dieser Arbeitsgruppen an. Jede AG tagt vier bis fünf Mal im Semester.

Die historisch kontextuellen Fragestellungen und Zielsetzungen der Projektbereiche werden in den AGs in einen übergeordneten, konzeptuellen Diskussionszusammenhang eingebettet. Derzeit existieren im Sonderforschungsbe- reich drei sehr aktive Arbeitsgruppen, die sich mit je unterschiedlichen Schwerpunkten der Er- innerungsthematik beschäftigen: Die AG „Zeit, Medien, Identität“, die AG „Intermedialität“ und die AG „Performativität“.

Die AG „Zeit, Medien, Identität“ widmet sich dem Zusammenhang von Zeiterfahrung, Me- dialität und Konzepten kollektiver Identität. Dieses Erkenntnisinteresse folgt der Einsicht, dass Zeit und Identität stets der medialen Re- präsentation bedürfen, um in der Erinnerungs- kultur Wirksamkeit zu entfalten. Medien werden dabei keineswegs nur als neutrale Speicher verstanden, die bestimmte Vergangenheitsver- sionen unverändert reproduzieren; vielmehr prägen Medien die Erinnerung selbst mit. Erin- nerungen verändern sich, je nachdem, ob sie etwa qua Bildern, Literatur, Filmen oder Inter- net tradiert und verbreitet werden. Daran schließt sich die Frage an, inwiefern die Erinne- rungsmedien selbst Teil des Erinnerten sind – z. B. die Reliquie beim Gedenken an einen Hei- ligen oder die Radioübertragung des „Wun- ders von Bern“ im Jahre 1954.

In der AG „Intermedialität“ sind kunst-, litera- tur- und geschichtswissenschaftliche Teilprojek- te vertreten, deren Gegenstände durch wech- selseitige Text-, Bild- und Dingbezüge struktu- riert sind. Kunstmedien, so die grundlegende Einsicht der AG, koexistieren zu einem gegebenen Zeitpunkt nicht unabhängig von- und har- monisch miteinander; vielmehr bestehen zwi- schen ihnen zahlreiche Wechselwirkungen, Verflechtungen und sogar Konkurrenzverhält- nisse. Verschiedene Künste ringen in Erinne- rungskulturen um die Teilhabe am Gedächtnis und die Vermittlung von bestimmten Vergan- genheitsbildern. Gerade dann, so die Aus- gangsthese der AG, wenn es darum geht, die eigene Kunst gegenüber anderen Künsten zu verteidigen, wird die spezifische Medialität zum Thema: Künste profilieren in diesem Falle ihre medienspezifischen Besonderheiten, um sich von anderen, konkurrierenden Künsten

abzugrenzen und sich alleinige Deutungsho- heit zuzusprechen.

Die AG „Performativität“ richtet ihr Augen- merk auf die Konstruktions- und Inszenie- rungsleistungen von kulturellen Erinnerungen in ihrer interaktiven Prozesshaftigkeit. Die Her- stellung kultureller Kohärenz ist auf die Wie- derholung performativer Prozesse angewiesen, in denen die geteilte Vergangenheit erfahrbar wird. Gedenkzeremonien, Riten und Rituale, Spektakel und *events* liegen jedweder Erinne- rungskultur konstitutiv zugrunde. Erinnerungs- kulturelle *performances* stiften identitätsbil- denden kulturellen Sinn und fungieren damit gewissermaßen als „sozialer Kitt“. Dabei ist al- lerdings nicht zu verkennen, dass der auf Kon- tinuitätsstiftung angelegten Wiederholung des Vergangenen eine irreduzible Polysemie beige- stellt ist. In dem Maße, in dem Erinnerungen in unterschiedlichen Kontexten aufgerufen und in Szene gesetzt werden, ändert sich auch deren Bedeutungsgehalt: Performativität schafft und verstärkt demnach nicht nur kulturelle Erinne- rung und soziale Identität; vielmehr wirkt sie auch an deren nicht-intentionaler Entwicklung mit. So fragt die AG auch danach, welche Wechselverhältnisse Tradition und Innovation, Bestätigung und Subversion in performativen Erinnerungshandlungen eingehen.

Die drei AGs nähern sich dem Phänomen „Ge- dächtnis“ und „Erinnerung“ demnach aus in- haltlicher Perspektive an: Sie nehmen die Be- sonderheiten des eigentlichen Erkenntnisge- genstandes aus unterschiedlichen Gesichts- punkten in den Blick und versuchen damit der Struktur und Pragmatik von Erinnerungskultu- ren weiter auf die Spur zu kommen. Durch die Verknüpfung von Teilprojekten, Projektberei- chen und AGs hat der Gießener SFB eine Grundlage für die wechselseitige Erhellung und kritische Perspektivierung von Disziplinarität und Interdisziplinarität geschaffen. Dieses Po- tential wird vom SFB nicht zuletzt für die Ent- wicklung von fächerübergreifenden erinne- rungs-kulturellen Konzepten genutzt, das diszi- plinenspezifische Unterschiede nicht nivelliert, sondern bewusst wahrt. Auch die interdiszi- plinäre Forschung des SFB bleibt damit an aus- differenzierte Disziplinen gebunden, die gera-

de durch ihre Differenz wissenschaftliche Erfolge ermöglicht.

Erinnerungskulturelle Forschung am Beispiel des Generationendiskurses im 20. Jahrhundert

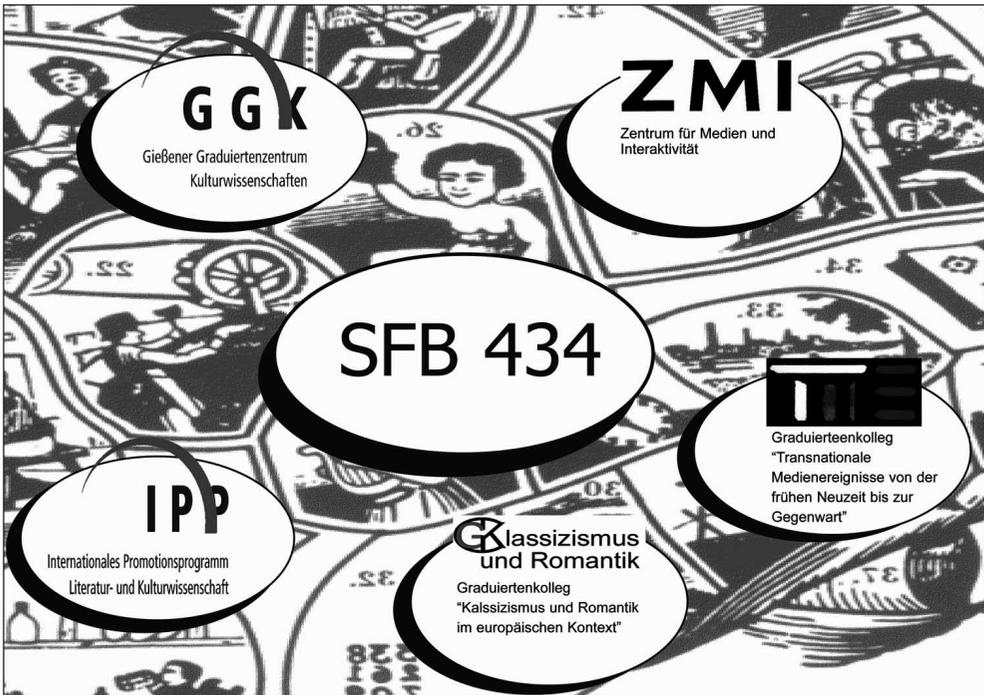
Erinnerungskulturelle Phänomene lassen sich – das zeigen die verschiedenen Themen und Zugriffe unserer SFB-Teilprojekte quer durch die Jahrhunderte – an vielen Zusammenhängen des menschlichen Miteinanderlebens exemplarisch studieren. Um das an zwei Beispielen vorzuführen, soll jetzt kurz der Begriff des „Generationengedächtnisses“ aufgegriffen werden. Vor allem durch frühkindliche Erfahrungen und durch über die Familie und Schule hinausgehende Horizontenerweiterungen im Jugendalter werden Menschen mit einem „mentalenen Gepäck“ ausgestattet, das sie ihr Leben lang mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger wirksam mit sich tragen. Wenn sie sich darüber mit Gleichaltrigen austauschen bzw. bei Gleichaltrigen altersspezifische Ähnlichkeiten feststellen, können „Generationseinheiten“ (Karl Mannheim) mit einem spezifischen „Generationengedächtnis“ entstehen, die einerseits gelegentlich höchst geschichtswirksam auftreten und deutliche Spuren z. B. in Politik und Kultur hinterlassen, andererseits aber auch dem Einzelnen die Möglichkeit bieten, sich generationell zuzuordnen, sich selbst zu historisieren und so für sich eine Art „Zeit Heimat“ zu gewinnen. Sowohl die individuelle als auch die kollektive kulturelle Identität sind zwar nicht nur, aber manchmal doch sehr weitgehend davon geprägt, und die von unterschiedlichen Generationseinheiten reklamierten Erinnerungspotentiale sind immer wieder Anlass zu einer manchmal vehement in den Medien, in Politik und im gesellschaftlichen Leben ausgeprägten Erinnerungskonkurrenz. In einem unserer Teilprojekte, durchgeführt in enger Kooperation mit Kollegen an der Hebrew University in Jerusalem, wird z. B. untersucht, mit welchen Prägungen, d. h. Stilformen, Wertvorstellungen und Weltansichten Mitglieder der deutsch-jüdischen Jugendbewegung der 1920er und frühen 1930er Jahre aufwuchsen, Prägungen,

die sie dann nach ihrer Emigration nach Palästina als Ausgangsbasis für ihr gesellschaftliches Engagement in ihrer neuen Heimat einbringen konnten oder von denen sie sich z. T. schmerzhaft lösen mussten.

Ein zweites Beispiel geht von dem mehrfach im 20. Jahrhundert nicht zuletzt in der Öffentlichkeit breit diskutierten Etikett von der „vaterlosen Gesellschaft“ aus. Mit diesem Etikett war einerseits ein gesellschaftlicher Zustand gemeint, der von väterlichem, nach dem 2. Weltkrieg auch männlichem Autoritätsverlust in der Gesellschaft bestimmt war, andererseits aber auch die konkrete Vaterlosigkeit von Millionen von Kindern nach den zwei Weltkriegen ansprach. Ein großer, von unserem SFB mit veranstalteter Kongress in Frankfurt/M. im April 2005 hat dieses Thema – als Teil einer zwischen den aktuellen Altersgruppen in diversen Publikationen und in den Medien kontrovers diskutierten Debatte über die spezifische Generationalität der Kriegskinder – der Öffentlichkeit vorgestellt und den Impuls geliefert, die Spezifik der „Generationserinnerung“ und deren Wirkung in den Biographien von deutschen Kriegskindern im Vergleich z. B. mit Kriegskindern in England und Polen zu untersuchen. Dass dabei auch geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Söhnen und Töchtern zu bedenken sind, liegt auf der Hand: Erinnerungen an die Vergangenheit, dies zeigt sich auch am Generationendiskurs, entziehen sich einer Homogenisierung: Sie sind nur im Plural zu denken, sind umstritten und umkämpft.

Interne Vernetzung des Sonderforschungsbereichs an der JLU

Bei seiner Erforschung von Erinnerungskulturen profitiert der SFB von einer äußerst regen geisteswissenschaftlichen Forschungskultur, die sich an der JLU etabliert hat. Seit Jahren hat sich an der JLU ein immer intensiver verknüpftes Netzwerk geisteswissenschaftlicher Forschungs- und Nachwuchsförderungseinrichtungen gebildet, in dem der Sonderforschungsbereich mit seinen Mitgliedern aus insgesamt vier Fachbereichen der Universität (Fachbereiche 03, 04, 05, 11) eine Schlüsselfunktion besitzt. Die ausdrücklich auf die Erzielung von Synergie-Effekten ausgerichtete



te Verknüpfung dieser Einrichtungen erfolgt durch eine Reihe von Personalunionen der beteiligten WissenschaftlerInnen sowie durch zahlreiche gemeinsame Veranstaltungen.

Besonders einschlägig für die interdisziplinäre Zusammenarbeit an der JLU ist das Gießener Graduiertenzentrum Kulturwissenschaften (GGK), das sowohl thematisch als auch personell zahlreiche Schnittpunkte mit dem SFB bietet. Das in dieser Form in Deutschland bislang einzigartige Graduiertenzentrum hat zahlreiche innovative Veranstaltungstypen (wie zum Beispiel die elf interdisziplinär arbeitenden und thematisch ausgerichteten Sektionen) institutionalisiert, die vor allem auch dem wissenschaftlichen Nachwuchs des SFB sowie der gesamten Justus-Liebig-Universität zugute kommen. Sektionen des GGK zu den Themen „Kollektive Erinnerung“, „Holocaust“ oder „Performativität und Theatralität“ bieten zahlreiche Anknüpfungspunkte an die Arbeit des SFB. Aus der Kooperation mit dem GGK sind bereits einige gemeinsame Kolloquien sowie Workshops entstanden, so zum Beispiel zu den Themen „Medien des Gedächtnisses“ sowie

„Mythos und kollektive Erinnerung“. Darüber hinaus sind auch die beiden Gießener Graduiertenkollegs „Klassizismus und Romantik im europäischen Kontext“ und „Transnationale Medienereignisse von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ wichtige Dialogpartner für den SFB. Mit dem GK „Transnationale Medienereignisse“ verbindet den SFB das gemeinsame Interesse an Medien für die Konstitution von Kulturen bzw. „imaginierten Gemeinschaften“ (Benedict Anderson); mit dem GK „Klassizismus und Romantik“ findet eine animierte Auseinandersetzung über die Bedeutung von Ästhetik und Imagination für die Struktur und Pragmatik von Kollektiven statt. Wichtige Kontakte bestehen schließlich mit dem ebenfalls an der Universität angesiedelten „Zentrum für Medien und Interaktivität“ (ZMI), das den SFB insbesondere durch seine intensive Beschäftigung mit der Bedeutung von Medien für politische Kulturen bereichert. Das Zusammenwirken des SFB mit Graduiertenzentrum, den beiden Graduiertenkollegs sowie dem ZMI hat zu einer enorm fruchtbaren Gesprächskultur geführt, von der zahlreiche Impulse für die

Geisteswissenschaft mit weit über Gießen hinausreichenden Folgen ausgingen und ausgehen.

Internationale Vernetzung des Sonderforschungsbereichs

Charakteristika nationaler Erinnerungskulturen können nur im internationalen Vergleich erarbeitet werden. Daher hat der Sonderforschungsbereich eine Vielzahl internationaler Vernetzungen geknüpft. Fest institutionalisiert sind Kooperationen mit der Cornell University in Ithaca, New York, und der Hebrew University in Jerusalem. Mit dem *Institute for German Cultural Studies* der Cornell University bestehen intensive Kontakte, die sich in mehreren gemeinsamen Konferenzen – unter anderem zu den Themen „Déjà Vu“ und „Remembering Europe“ – manifestiert haben. Im Jahr 2007 wird ein abschließendes Kolloquium zu „Migration und Erinnerung“ stattfinden, das die Gedächtnisforschung mit neueren Tendenzen der *cultural studies*, zumal der Transnationalisierungsforschung zu verbinden sucht. Migration wird dabei nicht als eine räumliche Bewegung sozialer Gruppen zwischen verschiedenen (National-)Kulturen verstanden, sondern als eine kulturelle Bewegung, die ein Reflexionspotential im Hinblick auf die beteiligten Erinnerungskulturen erzeugt. Darüber hinaus ist

an der Hebrew University seit Beginn der zweiten Bewilligungsphase ein philosophisch ausgerichtetes Projekt angesiedelt, das den ideengeschichtlichen Konnex zwischen Gedächtnistheorie und Säkularisierung/Resakralisierung untersucht. Das Projekt steht unter der Leitung von Prof. Dr. Gabriel Motzkin, der an das Franz-Rosenzweig-Forschungszentrum angebunden ist.

Über diese nunmehr seit mehreren Jahren institutionalisierten Kooperationen mit den Universitäten Cornell und der Hebrew University Jerusalem konnte der SFB „Erinnerungskulturen“ zahlreiche weitere internationale Kontakte aufbauen, so etwa mit dem europäischen Netzwerk „Cultural Memory in European Countries“ (ACUME), dem „Institut für die Wissenschaften vom Menschen“ (Wien), dem „Centre de Recherches médiévales“ der Universität Orléans und dem „Centre Jeanne d’Arc“ in Orléans und dem „Ludwig-Boltzmann-Institut“ in Wien, der Universität Isfahan, der Universität Istanbul, der Universität Krakau, der Universität Ramallah und dem Williams College (Massachusetts). Die Vielzahl von Kooperationen zeugt nicht nur von der Anschlussfähigkeit des Konzepts der „Erinnerungskulturen“ an internationale Kulturthemen, sondern auch von der Sichtbarkeit des SFB über nationale Grenzen hinaus.

Online- und Offline-Diskussion zu „Politik und Konsum“

Innovatives Tagungskonzept mit Unterstützung des Zentrums für Medien und Interaktivität und der Gießener Hochschulgesellschaft erprobt

Vom 3. bis 4. Juni 2005 hatten die Sektion Politische Soziologie und die AG Konsumsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) zur Tagung „Politisierter Konsum – konsumierte Politik“ nach Gießen eingeladen. Gastgeber waren Dr. Jörn Lamla und Prof. Sighard Neckel vom Institut für Soziologie der JLU. Im Mittelpunkt der Tagung stand die Beschäftigung mit der vielfältigen Verschränkung von Politik und Konsum.

Neu an der Tagung war der Versuch, mehr als sonst üblich die Möglichkeiten des Internet für einen zugleich vorbereitenden und begleitenden Diskussionsprozess zu nutzen. Mit technisch-konzeptioneller Unterstützung des Zentrums für Medien und Interaktivität und finanzieller Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft konnte dazu eine eigene Website (www.politik-konsum.de) aufgebaut werden. Sie hielt nicht nur Tagungsinformationen in größerem Umfang bereit, sondern diente auch dazu, die (räumlichen wie zeitlichen) Kapazitätsgrenzen einer Präsenzveranstaltung zu überschreiten.

Der zweisprachige Internetauftritt wurde genutzt, um im Vorfeld der Tagung zusätzliche Beiträge von Kolleginnen und Kollegen einzuholen und verfügbar zu machen, die den internationalen Forschungsstand zur Verschränkung von Politik und Konsum repräsentieren. Auf diesem Wege konnte eine eher klassische Sektionstagung in deutscher Sprache von internationalen Beiträgern aus Schweden, Kanada, Großbritannien, Israel und Italien neben zahlreichen weiteren Online-Teilnehmern flankiert werden – entstanden ist aus der digitalen, interaktiven Erweiterung einer wissenschaftlichen Veranstaltung eine auch nach Ablauf der Präsenztagung zugängliche Daten- und Materialsammlung entlang des Themenfeldes Politik und Konsum. Trotz einer recht aufwändigen re-

daktionellen Betreuung der Tagungswebsite unter www.politik-konsum.de wurden jedoch nicht alle Online-Features zur vollen Zufriedenheit der Veranstalter genutzt. So fand das eigens eingerichtete Diskussionsforum wenig Zuspruch, in dem die zwei Gruppen von Beitragern miteinander ins Gespräch kommen sollten. Insgesamt betrachtet, mündete das Internet-Projekt jedoch in einer innovativen und ertragreichen Wissenschaftskommunikation.

So sind die fachwissenschaftlichen Erträge der Online-Konferenz bereits – und auch das ist Teil des umfassenden Konzepts gewesen – im aktuellen Themenschwerpunkt des Forschungsjournals *Neue Soziale Bewegungen* (Heft 4/2005) unter dem Titel „Unterschätzte Verbrauchermacht – Potenziale und Perspektiven der neuen Verbraucherbewegung“ publiziert worden. Das Themenheft versammelt eine Reihe von Beiträgen, die sich um eine differenzierte Einschätzung des Phänomens „Verbraucherbewegung“ bemühen. In historisch vergleichender Perspektive untersucht *Matthew Hilton* (Birmingham, Großbritannien) die Entstehung nationaler Verbraucherbewegungen und analysiert deren Potenziale und Perspektiven anschließend vor dem Hintergrund der Globalisierung von Wirtschaft und Politik. Dass die Verbraucherbewegung insbesondere in Deutschland stark von staatlichen Gelegenheitsstrukturen abhängt, zeigen die Konjunkturen der Verbrauchermacht in der Politikfeldanalyse von *Frank Janning* (Konstanz). Inwiefern sich dieser Zustand mittelfristig ändern wird, hängt nicht zuletzt von den Konsumentinnen und Konsumenten selbst ab. Insbesondere in skandinavischen Ländern, aber auch in Großbritannien zeigt sich ein Trend zum politischen bzw. ethischen Konsum, den *Dietlind Stolle* (Montréal, Kanada) und *Michele Micheletti* (Karlstad, Schweden) anhand von Umfragedaten analysieren. Bleibt die politische

Partizipation der Verbraucher auf das Konsumverhalten in der Arena des Marktes beschränkt, stellen sich allerdings auch paradoxe Konstellationen ein: *Uri Ram* (Beer Sheva, Israel) zeigt etwa anhand der Einführung von Mecca-Cola, einer Alternative für muslimische Konsumenten zur US-amerikanischen Marke Coca-Cola, dass eine expansive Kommerzialisierung des kulturellen Lebens, in dessen Namen sich die Konsumenten des Produkts engagiert zeigen sollen, nicht verhindert, sondern noch befördert wird. Und auch *Holger Backhaus-Maul* und *Ingolf Schubert* (beide Halle) betonen die Bedeutung von politischen Rahmenbedingungen und Instanzen, die zwischen der diffusen Verantwortung von Unternehmen und den schwachen Interessen der Konsumenten vermitteln müssen, sollen die Leitorientierungen wie Corporate Citizenship oder Corporate Social Responsibility in robusten Regelungen münden.

Weiterhin fassen *Jörn Lamla* und *Christoph Bieber* in dem Forschungsjournal Überlegungen zur Konsumentenvernetzung im Internet zusammen, die Gegenstand eines zweisemestrigen Lehrforschungsprojektes an der JLU waren. Sie kommen zu dem Schluss, dass die Vereinzelung in der Masse die größte Herausforderung für eine effektive und breit legitimierbare Aggregation von Verbrauchermacht darstellt. Für das Anliegen, Konsumenten und Konsumentinnen miteinander in Kontakt zu bringen und Orte deliberativer Willensbildung zu schaffen, stehen der Bewegung durch das Internet innovative technologische Potenziale zur Verfügung. Im Rahmen mehrerer Fallanalysen wurden Ansätze zur Verbrauchervernetzung in dieser neuen technischen Medienumgebung untersucht, die bei recht unterschiedlichen Projekten ihren Ausgangspunkt nehmen. So entdecken die Akteure des organisierten Verbraucherschutzes (z. B. Verbraucherzentrale Bundesverband) das Internet als Medium der Verbrauchervernetzung allmählich ebenso wie basisnahe Initiativen aus der Zivilgesellschaft (z.B. attac oder Greenpeace) oder kommerziell ausgerichtete Verbraucher- und Konsumportale (z.B. ciao.de). Zudem scheint die Technologie des Internet selbst nahe zu legen, das Medium als ein „Netz der Konsumenten“ auszugestalten – dies zeigen auch die Nutzungs-

muster innovativer Internetprojekte wie der offenen Online-Enzyklopädie Wikipedia, Erfahrungen bei der Entwicklung von Open Source-Anwendungen oder der Einsatz drahtloser Bürgernetzwerke.

Auch die Forschungsergebnisse und -erfahrungen der studentischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen des interdisziplinären Lehrforschungsprojekts zur „Mediennutzung zwischen Politik und Konsum“ sind auf einer eigenen Internetseite (ifp.politik-konsum.de) dokumentiert. Die Seite stellte *Tjark Sauer* bei der Präsenzveranstaltung im Margarete-Bieber-Saal dem Plenum vor, nachdem *Sighard Neckel* die Referent(inn)en und Gäste begrüßt und *Jörn Lamla* mit einer Darstellung grundlegender Begriffe der Konsumsoziologie wie „Konsumerismus“, „Konsumismus“ und „Consumer-Citizen“ die Tagung eröffnet hatten. Die Tagungsbeiträge der Präsenzveranstaltung werden im Laufe des Sommers 2006 gesondert im VS-Verlag für Sozialwissenschaften unter dem Tagungstitel „Politisierter Konsum – konsumierte Politik“ publiziert.

Die Tagung selbst beleuchtete facettenreich Ausprägungen und Wandlungsdynamiken einer Verschränkung des Politischen mit Praktiken der Konsumkultur. Diskutiert wurde mit den Referenten zahlreicher Universitäten über Konsumismus in der Politik sowie über die politische Ästhetik des Konsums. Eine historische Perspektive nahm *Claudius Torp* von der Universität Bielefeld ein, der darstellte, wie in der Weimarer Republik über Konsum diskutiert und welche staatlichen konsumpolitischen Maßnahmen ergriffen wurden. Der überwiegende Teil der Tagungsbeiträge beschäftigte sich anschließend mit der Hybrid-Gestalt des „Consumer-Citizen“ und Ausprägungen des „Politisierten Konsums“. Das Themenspektrum reichte dabei von der Kommodifizierung der Stadtpolitik über die Konsumorientierungen und Politikvorstellungen von Biolebensmittelkonsumenten bis hin zu Anti-Corporate Campaigns als Lebensstilpolitik.

Christine Hentschel (Leipzig) untersuchte Strategien und Handlungsoptionen von Konsument, Staat und Industrie in Bezug auf eine „Politik der Fettleibigkeit“. Die Regulierung von Fettleibigkeit könne vor dem Hintergrund einer Fitness-Gesellschaft erklärt werden, deren Mitglie-

der sich als Verwalter ihrer eigenen Körper gegen ständige Belagerungszustände zur Wehr setzten. Die Ernährungsindustrie präsentiere sich hierbei als Partner und Berater, der gemeinsam mit den Körperbesitzern gegen den Belagerungszustand kämpfe, den sie selbst verursacht habe. Dabei zeige sich, dass die Entprivatisierung von Dickleibigkeit im Grunde zu einer Individualisierung des Problems führe. Den beiden Dortmunder Soziologen *Ronald Hitzler* und *Michaela Pfadenhauer* zufolge entwickelten sich Verbraucher heute zunehmend zu selbstbewussten Konsumenten mit politisch relevanter Konsum-Kompetenz. Dieses Selbstbewusstsein zeige sich zum Beispiel im Phänomen einer signifikant wachsenden Beschwerde- und Reklamationsbereitschaft, für die der Konsument eine mehrdimensionale Kompetenz benötige. Auch in den „Brand Communities“ lasse sich Konsum-Kompetenz nachweisen, da typischerweise gerade die dort zu findenden „Marken-Fetischisten“ ausgesprochen reflektierte Konsumenten seien. Der mittels Konsum-Kompetenz „empowerte“ Konsument sei kein Spielball der „Verführungsmächte“ oder einfach nur Mitspieler, sondern immer öfter ein ernstzunehmender Gegen-Spieler und damit auch ein politischer Akteur.

Das Tagungsprogramm griff eine Vielzahl relevanter Teilfragestellungen zum Themenkomplex „Politisierte Konsum – konsumierte Politik“ auf. Die Tagung war sehr diskussionsintensiv und wurde von den Teilnehmerinnen und

Teilnehmern als in mehrfacher Hinsicht gelungen bezeichnet. Die Vielfalt der Beiträge zur Geschichte und Gegenwart der Konsumgesellschaft sowohl auf der Tagung als auch auf der Tagungswebsite zeigen, dass in der Konsumforschung neue Impulse gesetzt werden können.

Dazu möchte auch die Gießener Soziologie weiterhin ihren Beitrag leisten: So starteten Sighard Neckel und Jörn Lamla im Spätsommer 2005 am Zentrum für Medien- und Interaktivität ein DFG-Forschungsprojekt zum Thema: „Cybercash – Konsumpraktiken in der virtuellen Alltagsökonomie“ (siehe <http://www.zmi.uni-giessen.de/home/projekt-2.html>). Darin geht es um Fragen, die auch in den öffentlichen Debatten um den Marktplatz Internet und seine Auswirkungen auf die Wirtschaftskultur bestimmend sind: Gibt das Internet den Konsumenten primär ein neues Mittel an die Hand, ihre Rolle als rationaler Wirtschaftsbürger besser auszufüllen? Oder handelt es sich bei der virtuellen Alltagsökonomie um eine Ausweitung der Konsumimperative einer Marktgesellschaft in die Privatsphäre hinein, die eher soziale Probleme wie Kaufsucht oder Verschuldung verschärft? Antworten sollen im Projekt dadurch gefunden werden, dass Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen den dynamischen Strukturentwicklungen des virtuellen Marktplatzes und den Konsumpraktiken der privaten Haushalte mit Methoden der qualitativen Sozialforschung empirisch rekonstruiert und typologisch erschlossen werden.

Sabine Mehlmann, Lea Rosenberg

Arbeitsstelle Gender Studies der Justus-Liebig-Universität Gießen feierlich eröffnet

Am 30. November 2005 wurde die Arbeitsstelle Gender Studies der Justus-Liebig-Universität (JLU) feierlich eröffnet, ein Ereignis, das einen erfolgreichen Schritt auf dem Weg zu einer dauerhaften Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an der Gießener Hochschule markiert.

Die von der Politikwissenschaftlerin Prof. Dr. Barbara Holland-Cunz geleitete Forschungs- und Kooperationsstelle hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Verankerung von Themen, Theorien und Methoden der Frauen- und Geschlechterforschung in den unterschiedlichen Disziplinen und Fachbereichen der JLU voranzutreiben und eine der Innovationstradition der Gender Studies entsprechende wissenschaftskritische Perspektive zu befördern, die bestehende Sichtweisen in allen Disziplinen hinterfragt.

Die Arbeitsstelle Gender Studies bietet Foren für den interdisziplinären Austausch und die Diskussion zu aktuellen Forschungsfragen, führt eigene Projekte in Forschung und Lehre durch und kooperiert mit universitären und außeruniversitären Zentren und Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene. Unter dem Dach der Arbeitsstelle sind derzeit über 40 WissenschaftlerInnen und Studierende unterschiedlicher Fächer sowie Frauenbeauftragte der JLU und der Fachhochschule Gießen-Friedberg versammelt, die in vier Sektionen (Arbeit, Demokratie, Kultur, Natur/Wissenschaft) und projektbezogenen Arbeitsgruppen engagiert sind.

Zu den wissenschaftlichen Schwerpunkten der Einrichtung gehören die Bereiche Wissenschafts-



Das Team der Arbeitsstelle Gender Studies (von links nach rechts): Dr. Alida Bremer (Sprecherin Sektion Kultur), Marta Krajinovic, M. A. Lea Rosenberg, Prof. Dr. Barbara Holland-Cunz (Leitung), Dr. des. Sabine Mehlmann (Sprecherin Sektion Natur/Wissenschaft), Katharina Volk, Dipl.-Soz. Siegrid Wieczorek, Ilka Benner, M. A. Renate Niekant, Dr. Alexandra Kurth (Sprecherin Sektion Demokratie), Dr. Diana Auth (Sprecherin Sektion Arbeit)

Foto: Joachim Pretsch, Gießen

forschung, Demokratietheorie und -politik, Arbeitsforschung, kulturelle Konstruktionen von Geschlecht, Biopolitik sowie der Bereich Bildung und Chancengleichheit.

Aktuell wird in diesem Bereich ein durch Mittel des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (HMWK) gefördertes Projekt zum Thema „Gender und Schule“ durchgeführt, das auf die systematische Integration der Gender-Perspektive in die Aus- und Fortbildung von LehrerInnen am Hochschulstandort Gießen zielt.

Die Arbeitsstelle Gender Studies ist aus einem von der Interdisziplinären Arbeitsgruppe (IAG) Frauenforschung initiierten Projekt zur „Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung“ hervorgegangen, das seit 2001 durch das HMWK im Rahmen des HWP-Fachprogramms „Förderung der Chancengleichheit

für Frauen in Forschung und Lehre“ unterstützt und seit 2004 von der JLU teilfinanziert wurde. Zu Beginn des Jahres 2005 ist das Projekt durch Beschluss des Präsidiums der Gießener Hochschule in eine Arbeitsstelle überführt worden, die nach Auslaufen des HWP-Programms im Jahr 2006 von der JLU zunächst bis 2008 weiter gefördert wird.

Kontakt und Information

Dr. des. Sabine Mehlmann, Lea Rosenberg, M.A.

Arbeitsstelle Gender Studies

der Justus-Liebig-Universität Gießen

Karl-Glöckner Straße 21H

35394 Gießen

Telefon: 0641-99-23140/-23141

Telefax: 0641-99-23148

E-Mail: genderstudies@uni-giessen.de

Web: www.uni-giessen.de/genderstudies

Monika Wingender

Interdisziplinärer Workshop „Deutsch-polnische Kommunikation in Kultur, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft“

Das „Deutsch-polnische Jahr / Rok polsko-niemiecki 2005/2006“ war der Anlass für den interdisziplinären Workshop, der am 21. und 22. Januar 2006 auf Schloss Rauschholzhausen stattfand. Wie schon so häufig in der mittlerweile 28-jährigen Universitätspartnerschaft Gießen-Łódź stand Deutschlands direkter Nachbar im Osten im Mittelpunkt der Tagung. Der Workshop setzte sich zum Ziel, eine Bestandsaufnahme zu den deutsch-polnischen Beziehungen kurz nach dem EU-Beitritt Polens zu machen. Und er wurde weit mehr: Er trug zur wissenschaftlichen Bereicherung der unterschiedlichen Fächer bei und führte Jung und Alt in der Partnerschaft sowie die beiden Nationen in Gemeinschaftsvorträgen zusammen.

Auf Initiative der Gießener Partnerschaftsbeauftragten, Prof. Dr. Monika Wingender, sowie ihres Łódźer Partners, Prof. Dr. Zenon Weigt, und des Beauftragten für die Germanistische Institutspartnerschaft mit Łódź, Prof. Dr. Erwin Leibfried, konnten insgesamt 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter auch Studierende und Doktoranden, aus Gießen und Łódź eingeladen werden. Die Organisation vor Ort lag in den bewährten Händen der langjährigen Mitarbeiterin der Slavistik, Frau Christine Bily.

Das Themenspektrum umfasste Fragen der Kultur, der Wirtschaft, der Perspektiven der Wissenschaften in Ost und West, der Politik sowie des Bologna-Prozesses. So standen auch der gegenseitige Erfahrungsaustausch bei der Umsetzung der neuen Studiengänge und zugleich die Abstimmung zwischen den Gießener und Łódźer Partnern bei den weiteren Studienreformen im Mittelpunkt des Workshops. Viele Vorträge beruhten auf aktuellen Partnerschaftsprojekten, und diese wurden quasi als Spiegelbild der engen Kooperation von den Gießener und Łódźer Partnern in Gemeinschaftsvorträgen präsentiert. Eine

besondere Bereicherung waren die Vorträge, die von Hochschullehrern und Studierenden bzw. Doktoranden gemeinsam gehalten wurden. Es war nicht nur ein Austausch zwischen den Fächern, sondern auch zwischen den Generationen und Nationen. Auf dem bewusst interdisziplinär angelegten Workshop wurde die Universität im besten Sinne des Wortes als „universitas“, die heute nicht selten in Vergessenheit gerät, zwei Tage lang lebendig. Besonders reizvoll war, dass alle Vortragenden von dem Bemühen geleitet waren, ihre komplexen Forschungsgegenstände Kolleginnen und Kollegen anderer Fächer verständlich darzustellen. Eine deutsch-polnische Lesung am Abend, vorgetragen von Studierenden der Germanistik, belebte das in Kerzenschein getauchte Rauschholzhausener Bibliothekszimmer.

Der Workshop wurde mit dem Gemeinschaftsvortrag von M. Link und J. Sieradzki zu den Agrarlandschaften in Mittelpolen und Mittelhessen eröffnet. Die Chemiker P.R. Schreiner, G. Młostoń und J. Lewkowski behandelten anschließend wissenschaftliche Evaluationsverfahren aus der deutschen und der polnischen Perspektive und regten damit eine lebendige Diskussion zu Sinn und Unsinn des wissenschaftlichen Evaluierens über die Fachgrenzen hinweg an. Nach der Mittagspause ging es mit einem in allen Sprachgemeinschaften heftig diskutierten Thema weiter – dem Einfluss des Englischen im Prozess der Globalisierung. Auf Gießener Seite widmeten sich die Slavistinnen M. Wingender und K. Wiśniewiecka-Brückner der Debatte um die Anglizismen im Polnischen – auf der Łódźer Seite trug der Germanist D. Nowicki aus seiner Magisterarbeit zum Fremdworteeinfluss in deutschen Werbetexten vor. Z. Weigt und M. Michoń stellten die langjährigen Forschungen zu den deutschen Spuren in der Łódźer Presse Ende des 19. und Anfang des

2005

Universitätspartnerschaft Gießen-Łódź Partnerstwo uniwersytetów Gießen-Łódź



Präsident Hornuth und Rektor Pus im Jubiläumsjahr 2003. Prezydent Hornuth i Rektor Pus podczas jubileusza w roku 2003.



Rektor Liszewski überreicht Medaillen an Giesseiner Wissenschaftler. Rektor Liszewski przekazuje medale naukowcom z Giesse.



1978

Wissenschaftliche Projekte Projekty naukowe

Polen auf dem Weg zu einem föderativen Staat? • Konvergenz und Divergenz im Sprachwandel von Ost und West • Biodiversität in der Agrarlandschaft Polens • Deutsche und polnische Dramaturgie heute • Schwefelhaltige reaktive Zwischenstufen • Magischer Realismus • Armutforschung Hospiz im internationalen Vergleich • Arbeitsmarktpolitik • Macht und Ohnmacht der Erziehung ...

Studium

Die Partnerschaft lebt vom Studierendenaustausch. Ob Praktika in den Naturwissenschaften, Exkursionen in der Geographie, Aufführungen in den Theaterwissenschaften, Workshops in den Geisteswissenschaften oder Sprachkurse – all diese Aktivitäten unterstützen und beleben die regulären Studienprogramme. Die wechselseitige Anerkennung von Studienabschlüssen, gemeinsame Studiengänge und die bilaterale Betreuung von Promotionen gehören ebenso dazu.



Kultur Kultura



Gemeinsame Konzerte von Łódzker Universitätschor und Gießener Universitätsorchester

Europa

Sokrates, Erasmus, Marie-Curie, Tempus, Go East, Leonardo da Vinci ... – unterstützt durch Europa-Programme, studiert, lehrt und forscht man in Gießen und Łódź im Rahmen der Partnerschaft. Die Kooperation der Partneruniversitäten Gießen und Łódź in Forschung, Lehre und in allen Fragen des Bologna-Prozesses trägt zur Schaffung und Weiterentwicklung des gemeinsamen europäischen Hochschulraumes bei.

Holocaust-Forschung Holocaust-badania



Die mit der Partnerschaft eng verbundene Arbeitsstelle Holocaustliteratur ediert die Łódzker Ghetto-Chronik. Die Chronik, von rund einem Dutzend Journalisten und Wissenschaftlern (Bild) verfaßt, zeichnet Sterbefälle, Essensrationen, Festnahmen und selbst das Wetter auf.

• CHEMIE • RECHTSWISSENSCHAFT • SLAWISTIK • PHILOSOPHIE • ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTEN • WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN
• DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE • THEATERWISSENSCHAFTEN • ANGLISTIK • GERMANISTIK • POLITIKWISSENSCHAFTEN
• POLOINISTIK • MUSIKWISSENSCHAFTEN • ROMANISTIK • PSYCHOLOGIE • GEOGRAPHIE • PHYSIK • SOZIOLOGIE

20. Jahrhunderts in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. J. Jabłkowska und E. Kapral berichteten über den Stand des Bologna-Prozesses an polnischen Germanistikinstituten und lösten damit eine lebendige Debatte und einen fächerübergreifenden Erfahrungsaustausch im Hinblick auf die Schaffung eines europäischen Hochschulraumes aus.

Am nächsten Morgen ging es weiter mit einem Bericht der Gießener Germanisten E. Leibfried, S. Feuchert, J. Riecke und der Historikerin A. Löw über die Forschungen und Projekte der Arbeitsstelle Holocaustliteratur. Vorgestellt wurden: die Getto-Chronik, Photographien von A. Kiss, Tagebücher von E. Seidel und deutsche Zeitungen in Osteuropa. Auch die gemeinsamen Studienprogramm-Planungen der Łódźer und der Gießener Germanistik kamen zur Sprache. Danach kamen die Łódźer Polonisten K. Michalewski und B. Kudra zu Wort, die einen Vergleich zwischen der Selbstdarstellung in Heiratsannoncen und der in Reden von Politikern zogen. Anschließend berichteten E. Rokicka und D. Eißel über die Ungleichheiten in Europa und über Armut in Deutschland und Polen.

Den letzten Block des Workshops eröffnete die Łódźer Juristin A. Górczyńska mit einem Bericht

über Polens bisherige Mitgliedschaftsperiode in der EU. Anschließend stellten die Wirtschaftswissenschaftler A. Bohnet, L. Ponterlitschek und R. Witczak ihr Projekt „Poland on the way to federalism“ vor. Im letzten Vortrag des Workshops berichteten A. Warda und E. Szulc über die langjährige Zusammenarbeit der Russisten, bevor A. Graf mit einem Vortrag über den russischen Autor Sorokin den Workshop beschloss.

Die deutsch-polnischen Forschungen an der Universität Gießen und die Universitätspartnerschaft mit Łódź sind von Originalität und Lebendigkeit geprägt und ziehen sich durch nahezu alle Fächer. Beruhigend ist – und dies hat der Workshop gezeigt – dass die deutsch-polnischen Kooperationen von Studierenden und Doktoranden so mitgetragen werden, dass es auch in der Zukunft an gewinnbringenden Gemeinschaftsprojekten nicht mangeln wird. Mit der großzügigen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. konnte ein interdisziplinärer deutsch-polnischer Workshop veranstaltet werden, der in allen Beteiligten noch lange nachwirken wird. Hierfür sei der Gießener Hochschulgesellschaft ausdrücklich gedankt.

Konto mit Durchblick: 100 % clever. 0 % Kosten.



Clever banking – mit Ihrem kostenlosen Girokonto.

Das Trendkonto erfüllt alle Anforderungen eines modernen Girokontos und passt sich dabei flexibel Ihrem Bankverhalten an: Es steht Ihnen zur Verfügung, wann und wo immer Sie es wünschen!

- Kostenlos für Mitglieder mit monatlichem Gehaltseingang
- Einfache und bequeme Kontoführung per PC
- Kostenfrei Bargeld und Kontoauszüge deutschlandweit

Mehr dazu erfahren Sie in unseren Geschäftsstellen oder unter 01802-7005 50
(6 Cent pro Gespräch).

Volksbank Mittelhessen
www.vb-mittelhessen.de



Motivation auf beiden Seiten führt auch in schlechten Zeiten zum Erfolg...

Jahresbericht (2005) des Kooperationsbeauftragten für Salvador/Brasilien

Den Höhepunkt des Jahres 2004 in den Kontakten mit den brasilianischen Universitäten in Salvador bildete die Exkursion (2004) einer Gruppe Gießener Studierender und Dozenten der Lusitanistik. Auf dieser zehntägigen Reise mit einem umfangreichen akademischen und kulturellen Programm wurde formell das Kooperationsabkommen unterzeichnet und der Grundstein für künftige Aktivitäten gelegt. In der Folgezeit ist die Zusammenarbeit, die die Fachbereiche 03, 05, 06, 09 einbezieht, in einem ungewöhnlichen Maße gewachsen, sowohl, was den Umfang der Aktivitäten als auch ihre Intensität angeht. An den drei brasilianischen Hochschulen* bildeten sich Gruppen von Studierenden und Dozenten, die die Koordination von Projekten zu übernehmen bereit sind. Im Mittelpunkt der Bemühungen stehen seitdem:

- Planung und Durchführung des 5. deutsch-brasilianischen Kolloquiums zum Thema „Internationale Beziehungen – Modernität oder Entwicklung der Vielfalt“ in Rauschholzhausen
- Organisation von Deutschkursen zur sprachlichen Vorbereitung von Studierenden und Dozenten in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Goethe-Institut
- Studierendenaustausch zu Kurzzeitstudienaufenthalten, zunächst von 21 brasilianischen Interessenten der Rechtswissenschaften und 4 der Psychologie der FRB
- Anträge auf Doktorandenstipendien (Sandwich und Langzeitstipendien)
- Einrichtung eines Zentrums für Europastudien (Centre of European Studies) über ein Beraternetzwerk am Centro Universitário FIB.

* Faculdade Ruy Barbosa (FRB). Universidade Federla da Bahia (UFBa), Centro Universitário Faculdades Integradas da Bahia (FIB). Die UFBa ist eine öffentliche, die beiden anderen sind private Hochschulen.

Höhepunkt unserer Zusammenarbeit im Jahr 2005 war zweifelsohne das 5. Internationale Kolloquium „Internationale Beziehungen und Interdisziplinarität Brasilien-Deutschland“ in Rauschholzhausen (17.–24. Juli 2005) mit dem Titel „Modernität oder Entwicklung der Vielfalt“, das mithilfe des großen persönlichen und finanziellen Einsatzes unserer Partner, die selber die Kosten für die Flugpassagen und einen Teil des Aufenthalts trugen (!) sowie dank der Hilfe durch die Gießener Hochschulgesellschaft, die den Aufenthalt bezuschusste, durchgeführt werden konnte. Ein Antrag bei der DFG blieb leider erfolglos, weil die Deutsche Forschungsgemeinschaft für Aktivitäten im Rahmen von Kooperationsverträgen zwischen Universitäten nicht zuständig ist. Acht brasilianische Kollegen aller drei Hochschulen nahmen mit ihren deutschen Partnern an dem einwöchigen Kolloquium teil, das die Disziplinen Jura, Hermeneutik und Kulturwissenschaften, Erziehungswissenschaften, Psychologie und Psychiatrie, Pädiatrie und Ernährungswissenschaften sowie Politikwissenschaften umfasste (siehe Programm im Anhang). Der Austausch wird zu engeren Beziehungen der Institute und Kollegen und zu Projekten und Projektanträgen führen, die die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern, Gastdozenturen und Studierendenaustausch einschließen sollen.

Ein weiteres Highlight des Berichtsjahres war die Ernennung der FIB zum „Centro Universitário“ aufgrund der besonderen Qualität in Ausbildung und Lehre durch das Erziehungsministerium in Brasilia, was bedeutet, dass diese Hochschule mit zunehmender Forschungsausrichtung und Graduiertenabschlüssen in den Bereichen Journalismus, Physiotherapie, Verwaltung und Internationale Beziehungen zu einer Art Exzellenzzentrum erklärt wurde.



Teilnehmer des 5. Kolloquiums in Rauschholzhausen

In diesem Zusammenhang hat die FIB für die Gründung eines Zentrums für Europastudien (ESC) den Abschluss eines Beratervertrages mit Gießener Kollegen der Politik- und Kulturwissenschaften beantragt, der über ein DAAD-Programm finanziert werden soll. Diese Initiative geht auf die besonders intensiven Kontakte mit dem Institut für Politikwissenschaft (Prof. Dr. Reimund Seidelmann) innerhalb der Kooperation zurück. So ist für 2006 bereits das 6. Internationale Deutsch-Brasilianische Kolloquium in Salvador in Planung.

Promotionsprojekte:

In Zusammenarbeit mit Gießener Betreuern sind folgende Promotionsvorhaben in Arbeit: *Patricia Freire* (FIB), Erziehungswissenschaften/Erwachsenenbildung, befindet sich seit 2004 mit einem Stipendium des Goethe-Instituts in Deutschland, um einen Deutschkurs zu besuchen, gleichzeitig vertritt sie seit zwei Semestern das Lektorat für Portugiesisch an der Universität Marburg. Für ihre Promotion arbeitet sie unter der Betreuung der Kollegen Prof. Dr. Forneck und Prof. Dr. Prinz an einem Thema zur Erwachsenenbildung und Fremdsprachendidaktik. Bei einem Antrag auf ein DAAD-Pro-

motionsstipendium hatte sie bei ihrem ersten Anlauf keinen Erfolg.

Silvio Benevides (FIB, UFBA) promoviert in den Fächern Soziologie und Erziehungswissenschaften über Formen politischen Diskurses der aktuellen Jugendszenen und beantragt zur Zeit ein Sandwich-Stipendium für einen sechsmonatigen Forschungsaufenthalt in Gießen. Die Kollegen Prof. Dr. Claus Leggewie und Prof. Dr. Prinz sind bereit, ihn hier zu betreuen.

J. Neander Silva Abreu von der Psychologischen Fakultät der FRB arbeitet an der auch in Brasilien sehr aktu-

ellen Problematik des „Aufmerksamkeits-Defizit-/Hypermobilitäts-Syndroms“ (ADS / ADHS). Herr Prof. Dr. Stachowiak hat seine Betreuung im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes am Institut für Heil- und Sonderpädagogik zugesagt. *Prof. Raimundo Andrade* (FRB) schließt im kommenden Jahr seine juristische Promotion zum Thema „Außergerichtliche Konfliktlösungsstrategien“ ab und plant einen Kurzaufenthalt in Gießen, währenddessen ihn Kollegen der Gießener Rechtswissenschaften begleiten und beraten werden.

Gastdozenturen

An den Kooperationsbeauftragten, Prof. Dr. Manfred F. Prinz, ergingen mehrere Einladungen zur Durchführung von Seminaren und zur Organisation und Teilnahme an Kolloquien im Bereich „Internationale Beziehungen“ an der FIB. Die FRB lud ihn zur Mitarbeit in Stadtteilprojekten ein, die die Fakultäten für Rechtswissenschaften und Psychologie durchführen. Es ist an die Einrichtung eines Studiengangs für Gerontopädie gedacht, den die FRB in Anlehnung an ähnliche Studiengänge in Europa einrichten wird. Als Anerkennung seiner Bemühungen für den Austausch und die Kooperation mit Gießen

wurde ihm vom Rektor der FIB, Nelson Cerqueira, die Würde eines Honorarprofessors verliehen.

Weitere Planungen

Geplant sind für dieses und das kommende Jahr:

- das 6. Kolloquium *Internationale Beziehungen* (FIB, UFBA, JLU) (2006) in Salvador
- Einladungen an Prof. Dr. Ludwig Duncker zum Aufbau einer Zusammenarbeit anlässlich des EU-Projektes *Periscop* (2006) und an Prof. Dr. Reimund Seidelmann (2006)
- Einrichtung eines Masterstudienganges „Positive Transkulturelle Psychotherapie“ (PTP) mit brasilianischen Kollegen der Psychiatrie in Zusammenarbeit mit der Wiesbadener Akademie für PTP und der Nossrat-Peseschian-Stiftung.
- Abschluss von Beraterverträgen mit Kollegen aus Gießen und Salvador zum Aufbau eines ESC (European Studies Center)
- Auslandsaufenthalte von brasilianischen Studierenden in den Fächern Internationale Beziehungen, Soziologie, Jura, Erziehungs-, Kulturwissenschaften und Psychologie
- Teilnahme brasilianischer Studierender und Doktoranden an der International Summer School (ISU) 2006

- Regelmäßige Aufenthalte von Gießener Doktoranden der Ernährungswissenschaften und Pädiatrie in Salvador
- mehrmonatiges Praktikum am Goethe-Institut in Salvador und an der FIB von Katharina Luh im Rahmen des Studiengangs Neuere Fremdsprachen ab März 2006
- Reise des Gießener Hochschulorchesters (2007) nach Salvador

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Zusammenarbeit fortschreitet und sich in den zahlreichen Disziplinen fruchtbar entwickelt. Es wird daran gedacht, die Fachbereiche Rechtswissenschaften und Medizin in das Kooperationsabkommen mit einzubeziehen, weil die brasilianischen Partner dort deutliche Schwerpunkte haben und die Annäherung an die deutsche Forschung suchen. Aufgrund der Mittelknappheit auf Seiten sowohl der Universität als auch der Förderorganisationen wie des DAAD ist die Zusammenarbeit mit einem Land wie Brasilien nur durchzuführen, wenn von Seiten der Partner eine hohe Motivation und ein substantieller Eigenanteil aufgebracht wird. Dies haben die Partner in den letzten Jahren durch persönlichen und finanziellen Einsatz deutlich gemacht, so dass die Konzeption und Durchführung gemeinsamer Projekte und der Nachwuchsförderung günstige Voraussetzungen haben.

Andrea Löw

„Ein Blick in die Zeitungen zeigt uns das Wesen der Propaganda“

Tagebücher Friedrich Kellners werden an der Arbeitsstelle Holocaustliteratur ediert

„Menschheit erwache!“

Anklagend schreibt Friedrich Kellner diese Worte kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 25. Juni 1941 im oberhessischen Laubach in sein Tagebuch. Bereits seit 1938 hat der Jurist hellseherisch und kritisch die Entwicklungen im nationalsozialistischen Deutschland und, damit eng verbunden, in der Welt kommentiert. Kellners genaue Kenntnis der Verbrechen des Regimes erstaunt und macht deutlich, was der Einzelne in der Zeit des „Dritten Reiches“ wissen konnte, wenn er denn wollte.

An der Arbeitsstelle Holocaustliteratur am Institut für Germanistik der Justus-Liebig-Universität werden die zehn Tagebücher Friedrich Kellners mit mehr als 700 Eintragungen ediert. Die Edition erfolgt in enger Kooperation mit Prof. Scott Kellner (Texas/USA), dem Enkel von Friedrich Kellner, in dessen Besitz sich die Tagebücher befinden. In den USA sind die Tagebücher Friedrich Kellners auf großes Interesse gestoßen: Die Georg-Bush-Presidential-Library in College Station (Texas) widmete den Schriften eigens eine Ausstellung, die vom ehemaligen Präsidenten George Bush sen. eröffnet wurde. Im Zuge der bereits geleisteten Recherchen von Mitarbeitern der Arbeitsstelle wurde den Tagebüchern auch in Deutschland bereits eine große mediale Aufmerksamkeit zuteil.¹

Friedrich Kellner (1885–1970) (Abb. 1) war seit etwa 1918 in der Mainzer SPD aktiv. 1933 zog er mit seiner Frau und seinem Sohn von Mainz nach Laubach um und wurde dort Geschäftsstellenleiter des Amtsgerichts Laubach. Dreimal war er in dieser Zeit aufgrund regimiekritischer Haltungen selber vor Gericht.² Nach dem Krieg zeichnete er für den Wiederaufbau der SPD in Laubach verantwortlich, war zeitweise deren Vorsitzender. In seinen Tagebüchern tritt dem Leser eine souveräne geistige Haltung entgegen, die der nationalsozialistischen Propagan-

da die eigenen Moralvorstellungen anklagend entgegen setzt. Kellner entlarvt in seinen Aufzeichnungen die Propaganda der Nationalsozialisten auf nahezu jeder Seite. Immer wieder schreibt er jedoch auch über die Einstellungen der Menschen, auf die er in Laubach und Umgebung trifft, und dies ist umso bedeutender, als er durch seine berufliche Stellung als Geschäftsstellenleiter des Amtsgerichts Laubach Einsicht in die dortigen Gerichts- und Polizeiakten hatte.

Schreiben als Widerstand

Viele in Nazi-Deutschland gebliebene Sozialdemokraten zogen sich zunehmend ins Private zurück, blieben hier jedoch weitestgehend innerhalb des sozialdemokratischen Milieus, wo sie eine Möglichkeit sahen, ihre politische Einstellung artikulieren zu können. Am Beispiel der Tagebücher Friedrich Kellners lässt sich eindrucksvoll zeigen, wie sehr unter einer Fassade, die Schutz



Abb. 1: Friedrich Kellner Foto: Privatbesitz Scott Kellner

vor Repressalien bieten sollte, regimekritisch gehandelt werden konnte. Das Schreiben war dabei Kellners Art des Widerstandes: Er kritisiert den NS-Unrechtsstaat aufs Schärfste, behält seine moralischen Ansprüche bei und formuliert diese. Deutlich äußert er seine Ansichten im Tagebuch und gibt nachfolgenden Generationen damit einen exzellenten Einblick in das Leben unter dem NS-Regime, zugleich aber auch in Einstellungen eines „anderen“ Deutschlands. Doch auch nach außen hin gab Kellner teilweise seine Einstellung preis, wohl wissend, wie gefährlich dies war. Heydrichs Gestapo war gehalten, jeden, der Zweifel am Sieg Deutschlands im Krieg äußerte, festzunehmen. Auf „Wehrkraftzersetzung“ stand die Todesstrafe.³ Äußerte ein Bürger diese Zweifel oder allgemein Kritik am System, lief er stets Gefahr, denunziert zu werden. Von der Bereitschaft zur Denunziation berichtet Kellner auch selbst in seinem Tagebuch; so notiert er am 26. September 1939 über eine ihm bekannte Frau, dass diese „jeden dem Ortsgruppenleiter melden [will], der angibt an der Westfront würde geschossen werden. Es herrsche tiefster Frieden.“

Innerhalb seines Milieus, im Kreise von Bekannten, äußerte Kellner seine Kritik jedoch sehr wohl auch öffentlich und machte deutlich, wie sehr er dies als politische Handlung verstand:

„Nur unter Gleichgesinnten ziehe ich vom Leder. Mit gewaltiger Ueberzeugungskraft kritisiere ich jede Handlung dieser Untermenschen. Jeden Fehler den sie der Mitwelt mit krankhaftem Eifer verschweigen wollen zerre ich ans Tageslicht und hacke solange darauf los bis mein Gegenüber auch Bedenken äußert. In meiner Umgebung gibt es keinen überzeugten Nazi mehr. Dieser Kampf kostet Nervenkraft. Es muß aber sein. Die Vorarbeit zum Zusammenbruch ist von ungeheurer Bedeutung“ (14. April 1940).

Bemerkt sei an dieser Stelle auch die sprachliche Bedeutung dieses Eintrags: „Untermenschen“ sind bei ihm, in Verkehierung des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs, die Nazis selbst und nicht deren Gegner. Kellners Tagebücher kommentieren auf vielfache Weise auch den Wortschatz nationalsozialistischer Propaganda. Bisherige sprachwissenschaftliche Forschungen werden durch eine Edition des Tagebuchs hier in besonderer Weise erweitert.⁴ Nicht nur der Wortschatz der Propaganda wird aber in den Tagebüchern Kellners thematisiert.

Eindrucksvoll lässt sich in ihnen erkennen, wie sehr diese Propaganda zum Scheitern verurteilt war, wenn ein Bürger nach anderweitigen Informationsmöglichkeiten suchte, wenn er wissen wollte.

Collagentechnik

Bereits die Berichte der nationalsozialistischen Überwachungsorgane⁵ legen nahe, dass der Einfluss der Propaganda, und hier auch der staatlich gelenkten Presse, auf die Meinung der Deutschen letztendlich nicht so übermächtig war, wie dies lange angenommen wurde. Keineswegs glaubten die Bürger alles, was sie im Rundfunk hörten und in den Zeitungen lasen, vielmehr suchten sie nach alternativen Informationsquellen. Ausländische Zeitungen, die aus grenznahen Gebieten ins Land kamen, kursierten ebenso wie die darin gelesenen Nachrichten auf dem Wege der „Flüsterpropaganda“ weitergegeben wurden. Die Berichte der ins Exil gegangenen SPD-Führung, die Sopade-Berichte⁶, gelangten zwar in eher kleiner Auflage ins Reich, wurden jedoch weitergegeben. Die Tagebücher Friedrich Kellners stammen aus einer Zeit, als die Nationalsozialisten die Pressefreiheit bereits massiv eingeschränkt hatten – „1939 gab es keinen Zeitungsverlag mehr, der nicht unmittelbar oder mittelbar der NSDAP unterstand“⁷ – und es rein theoretisch kaum mehr möglich sein sollte, dass der normale Bürger Nachrichten jenseits der offiziell verkündeten erlangen konnte. Wie weit das Misslingen dieser Propaganda durch Zeitungen tatsächlich gehen konnte, wird in den Tagebüchern jedoch sehr deutlich: Die Collagentechnik im Tagebuch Friedrich Kellners zeigt eindrucksvoll, wie begrenzt die Möglichkeiten der Indoktrination durch die gesteuerte NS-Presse letztendlich waren bzw. sein konnten. Kellner suchte und fand offenbar andere Möglichkeiten, sich zu informieren. Direkt nebeneinander stehen in seinem Tagebuch die Zeitungsausschnitte aus der staatlich gelenkten Presse – eben das, was er wissen sollte – und seine Kommentierung dieser Berichte – das, was er tatsächlich wusste –, die das Gelesene häufig ad absurdum führen. Friedrich Kellner diskutiert in seinem Tagebuch immer wieder ausführlich die Lage an der

Die sowjetischen Offensivziele

VB, Berlin, 28. Juli

Es wird immer deutlicher, daß die Hauptkräfte der sowjetischen Stoßarmee nicht im Vorfeld Ostpreußens, sondern im Generalgouvernement etwa in der Linie Brest-Litowsk-Lemberg, also in einer Ausdehnung von rund 200 Kilometer stehen. Im Vorfeld Ostpreußens zwischen Grodno und Kauen kämpfen die Sowjets seit Tagen verhalten. Dagegen verdient besondere Aufmerksamkeit nach wie vor die Entwicklung bei der deutschen Heeresgruppe Nord. Ihre Führung hat den Befehl gegeben, die Stadt Narwa zu räumen, die in einem vorspringenden Frontbogen lag. Ein weiteres Verhalten der deutschen Kräfte in der Stadt hätte den Sowjets die Möglichkeit zu einem konzentrierten Angriff gegeben. Auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe versucht die sowjetische Panzerarmee Bagramjan nach wie vor mit nicht-unterträglichen Kräften den Durchbruch auf Schaulen. Was ihr vorschwebt, ist offenbar ein zweites Abbeville. Man sieht von neuem, wo die Vorbilder der sowjetischen Führung liegen. Aber die Kopie ist immer schlechter als das Original. Das erstrebte Durchrasen bis zur Ostsee ist nicht gelungen. Nordöstlich sind der Armee bei Bagramjan Kräfte entgegengetreten, die sie binden und ihren Vormarsch ins Stocken gebracht haben.

Der nachhaltigste Druck auf die deutschen Kräfte liegt aber noch immer im Generalgouvernement. Starke und schnelle sowjetische Kräfte streben dem Weichselbogen bei Dębliń (dem früheren Iwangorod) zu. Das Nahziel dieser Kräfte ist vermutlich Warschau, doch ist bei dem besonders hohen Kräfteinsatz anzunehmen, daß der sowjetischen Führung auch noch fernerliegende Ziele vorschweben.

Es muß wiederholt werden, daß die Aufgaben der deutschen Führung nicht darin liegen, im Kampf mit kleinen Mitteln die gegenwärtige Frontlinie zu halten. Dafür ist die gegenwärtige Anstrengung zu groß. Das Gebot der Lage ist die Heranführung frischer und stärkerer Kräfte, ihre Versammlung in Räumen, die nicht zu nahe an der Kampffront liegen dürfen, damit der Aufmarsch nicht in die Gefahr des Zerreißen gerät und erst nach Beendigung dieses Aufmarsches und nach der Aufnahme der ausweichenden Truppen das entschlossene Ausholen zum Gegenschlag. Das erfordert Zeit und das erfordert Kräfte. Es bedeutet, daß aus der Heimat Verbände zunächst die aus den vorhandenen Reserven, später auch neu aufgestellte Divisionen in den Versammlungsraum entsandt werden. Jeder weiß oder fühlt es doch, daß mit hoher Anstrengung aller nationalen Kräfte daran gearbeitet wird. Es ist auch deutlich, daß das Zeitmaß gegenüber ähnlichen früheren Fällen außerordentlich beschleunigt wird. Dennoch bleibt es natürlich bestehen, daß dieser ganze Vorgang Zeit erfordert, bis er beendet ist. Bis dahin gilt es gelassen zu bleiben und zum Teil eines jeden an diesen Anstrengungen mitzuarbeiten.

Das ist um so mehr der Fall, als der rein militärische Prozeß der Versammlung von Einkreiskräften im Osten keineswegs der einzige ist, auf den wir warten. Jeder weiß, daß Hand in Hand mit ihm sich zugleich jener andere nicht weniger bedeutsame der technischen Umrüstung vollzieht. Das Stadium der Neuschöpfung technischer Ideen liegt bereits hinter uns. Wir befinden uns gegenwärtig mitten in der Periode der Umsetzung dieser Ideen in die Massenfertigung. Erst wenn beide Prozesse, der rein militärische und der mehr technische, abgeschlossen sind, wird der Krieg im Jahre 1944 sein eigentliches Gesicht erhalten.

Der Ausgang der Krieg
 der Befreiung von
 Adolf Hitler im Oktober
 1941 so unabweisbar
 war, daß es sich um
 nicht aufzuhalten wird,
 befindet sich zum Teil
 in wesentlichen
 Unvollkommenheiten vor
 der Form Offensiv
 form in Ostpreußen
 sind im Juli/Juni
 Ein wichtiger Punkt
 hat mich auf wichtigem
 Gebiet.
 Das ist jedenfalls
 eine Hauptleistung
 der Nation, die in
 der Vergangenheit
 ohne Beispiel ist.
 Und geben Europa
 die besten Kräfte. Vorher
 der ungenutzten?
 Dr. Goebbels hat die
 unüberwindlich aller
 letzten totalen Mobil-

umsetzung ausschließlich, um neue Divisionen für die Offensiv auf die Front zu
 bringen. Der wichtigste Punkt wird aber wohl darin liegen, daß man die Kräfte
 (bisher noch vorhandene u. neu gebildet) unverzüglich zur Verfügung stellen
 kann. Derzeit ist es schwierig, zu sehen, daß die Umstellung aller
 Kräfte sich aber zum Teil abspielt. Das heißt, daß man sich
 geben sich selbst hat die Möglichkeit zu nutzen.
 Derzeit ist die totale Mobilisierung der Kräfte unüberwindlich schwer,
 selbst wenn man nicht ohne weiteres bereit ist, zu machen. Derzeit ist es wichtig und
 klar, ob die Kräfte der wichtigsten Generäle zum Teil gehen.
 625

Front, spart dabei weder mit Kritik an den Deutschen noch mit Kritik an den Westmächten, die seiner Meinung nach allzu lange nichts unternommen hatten, fragt etwa am 20. Mai 1940: „Wird denn die ganze Welt von Idioten regiert?“ und spricht am 29. Mai 1940 von der „historische[n] Schuld der Westmächte“.

Teilweise nehmen aus Zeitungen ausgeschnittene Schlagzeilen ganze Seiten ein, um im Anschluss kommentiert zu werden, teilweise klebt Kellner einzelne Meldungen und Artikel ein, um sie direkt daneben zu kommentieren (Abb. 2). So schreibt er am 11. August 1943: „An Stelle der Verlustliste reihen sich Artikel an Artikel

über die geradezu ungeheuren Verluste der Sowjets. [...] Es ist mehr als Hysterie was aus den Spalten der deutschen Zeitungen hervorschaut. Wahnsinn in Reinkultur.“ Am 18. August 1943: „Ein Blick in die Zeitungen zeigt uns das Wesen der Propaganda.“

Auch im Hinblick auf die Frage, wieviel die Deutschen wann über die im Osten verübten Verbrechen wussten, ist das Tagebuch von zentraler Bedeutung. Es bestätigt neue Forschungen, die zeigen, dass die Kenntnis „ganz normaler Deutscher“ größer war, als lange Zeit angenommen wurde. So wurden schreckliche Details über den Feldzug im Osten etwa durch Soldaten auf Urlaub bekannt und weitergetragen, auch in Feldpostbriefen war trotz Zensur von den Verbrechen die Rede. Auch durch ausländische Zwangsarbeiter, die nach Deutschland geschickt wurden, konnten Informationen ins Reich gelangen.⁸ Innerhalb dieser Forschungen ist das Tagebuch Kellners von großer Bedeutung. Kellner, in einer kleinen hessischen Ortschaft lebend, erfährt früh, welche Verbrechen in der Sowjetunion verübt wurden. So berichtet er am 29. Juli 1941, dass verwundete Soldaten im Krankenhaus in Gießen ihm berichten, dass russische Kriegsgefangene ermordet werden. Am 28. Oktober 1941 notiert er, dass er von einem Soldaten von Judenerschießungen erfahren hat.

Die Collagentchnik im Tagebuch Kellners ist aus literarhistorischer und geschichtswissenschaftlicher Perspektive bedeutsam. Gleichzeitig macht diese Technik die Tagebücher aber auch für den Einsatz in der historisch-politischen Bildungsarbeit interessant: An ihnen kann genau gezeigt werden, was der Einzelne, wenn er denn wollte, in Erfahrung bringen konnte und wie sich jemand unter den Bedingungen der Diktatur eine eigene Meinung, beruhend auf den eigenen Moral- und Wertvorstellungen, bewahrte und diese klar artikuliert. Hier liegt die immense politische Bedeutung der Tagebücher, ihr deutlicher Gegenwartsbezug: Kellner plädiert eindringlich dafür, frühzeitig „Nein“ zu sagen, sich den Gefahren des Terrors oder der Diktatur von Anbeginn an entgegen zu stellen.

Das Editionsprojekt

Die Transkription der handschriftlichen Texte konnte durch die Förderung der Gießener Hochschulgesellschaft bereits im letzten Jahr begonnen werden, momentan bemüht sich die Arbeitsstelle um die Finanzierung des auf weitere zwei Jahre angelegten Gesamtprojektes. Forscher der Arbeitsstelle Holocaustliteratur stehen bereits in Kontakt zu Zeitzeugen, die Friedrich Kellner kannten. Besonders der Kontakt zu Ludwig Heck, einem Freund des Diaristen, hat sich bereits als sehr gewinnbringend erwiesen: Bisher waren neun Tagebücher Friedrich Kellners bekannt, die dieser vom 1. September 1940 bis zum 17. Mai 1945 verfasst hatte, und die sich im Besitz von Kellners Enkel befanden. Das verschollen bzw. vernichtet geglaubte erste Buch der Aufzeichnungen Kellners, die im September 1939 beginnen, befand sich im Besitz von Ludwig Heck, der es uns für unsere Edition zur Verfügung gestellt hat.

Zudem konnten bereits zwei weitere Tagebücher aus der Region ermittelt werden, die allerdings von überzeugten Nationalsozialisten geschrieben wurden und deren Aufzeichnungen auf ähnliche Weise Geschehnisse im Dritten Reich kommentieren wie die von Friedrich Kellner – freilich aus völlig anderer Perspektive. Es erscheint sinnvoll, solche Tagebücher mit Kellners Werk zu vergleichen, zumal sie regional in engem Zusammenhang mit diesem zu sehen sind.

Friedrich Kellner gab 1968 seinem Enkel Scott die Tagebücher, die er mit „Mein Widerstand“ beschriftet hatte. Knapp 40 Jahre später wird dieses einzigartige Dokument nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Anmerkungen

¹ Vgl. DER SPIEGEL Nr. 14 v. 4. 2005, S. 1933, zur Ausstellung in Texas sowie die umfangreiche Dokumentation der bisherigen Veröffentlichungen zu Friedrich Kellner auf der Homepage der Arbeitsstelle Holocaustliteratur unter www.holocaustliteratur.de.

² Vgl. dazu die Entschädigungsakte von Friedrich Kellner im Archiv der Arbeitsstelle Holocaustliteratur.

³ Vgl. etwa Gellately, Robert: Hingeschaut und weggehen. Hitler und sein Volk, Stuttgart-Bonn 2003, S. 108 und S. 255; Herbst, Ludolf: Das nationalsozialistische

Deutschland 1933 bis 1945. Die Entfesselung der Gewalt, Rassismus und Krieg, Frankfurt/M. 1996, S. 266–271.

⁴ Vgl. zum nationalsozialistischen Wortschatz v. a. Schmitz-Berning, Cornelia: Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 2000.

⁵ Vgl. Boberach, Heinz (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1945, 17 Bde. u. Register, Herrsching 1984 (Register 1985).

⁶ Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934–1940, 7 Bde., Nachdruck, Frankfurt/M. 1980.

⁷ Sösemann, Bernd: Propaganda und Öffentlichkeit in der „Volksgemeinschaft“, in: Ders. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick, Stuttgart/München 2002, S. 146.

⁸ Vgl. zusammenfassend Bankier, David: Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die „Endlösung“ und die Deutschen. Eine Berichtigung, Berlin 1995, S. 143–158.

Costa Rica: Kinder- und Jugendsozialarbeit

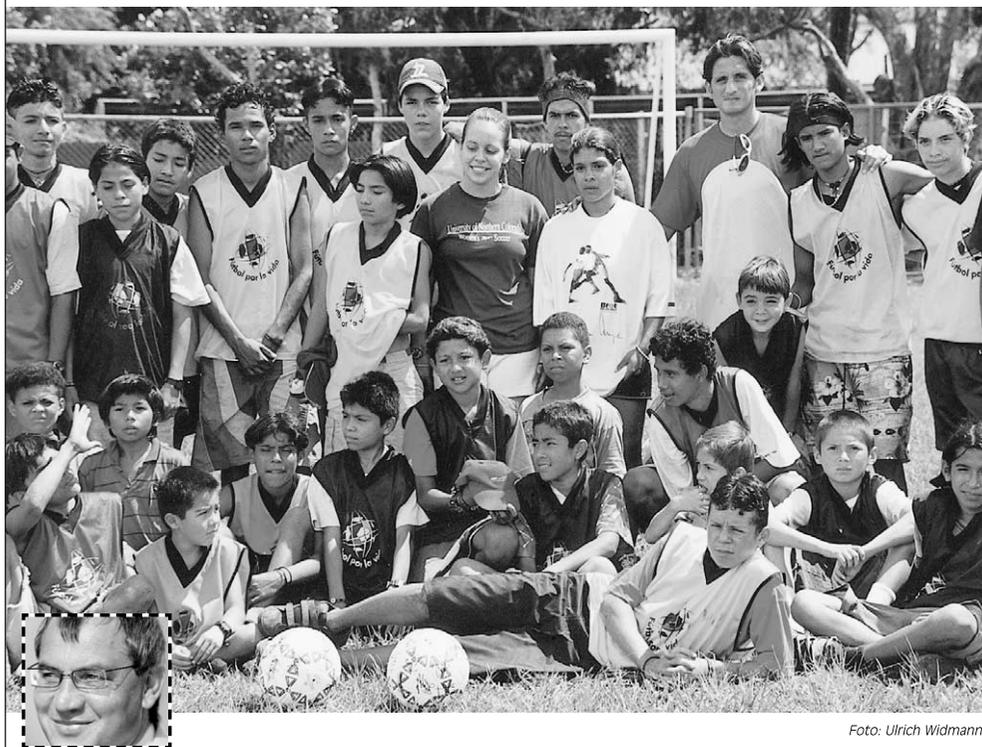


Foto: Ulrich Widmann

„Fußball für das Leben“

Drogen, Alkohol, Gewalt, aber keine Schule – die Kinder in den Elendsvierteln von Costa Ricas Hauptstadt San José haben kaum eine Zukunft. Mit „Fußball für das Leben“ kicken sich jetzt 120 Jungen und 30 Mädchen raus aus dem Abseits. Sie trainieren dreimal die Woche und üben dabei spielerisch soziales Verhalten, Fairness und Gemeinschaftssinn. Jugendsozialarbeiter helfen ihnen beim Wiedereinstieg in die Schule und vermitteln Ausbildungskurse. Das Projekt wird von OIKOS (Institut für Bildung und Entwicklung), einem Partner von „Brot für die Welt“, durchgeführt.

Felix Magath, Trainer von Bayern München, übernahm die Schirmherrschaft.
Helfen Sie uns, Jugendlichen eine Chance zu geben!

**Brot
für die Welt**
www.brot-fuer-die-welt.de

Postbank Köln
Konto 500 500-500
BLZ 370 100 50
Kennwort:
Gerechtigkeit

Gabriele Wolfslast, Christoph Weinrich

Internationales Kolloquium zur Abschaffung der Todesstrafe

Die Todesstrafe ist in Deutschland vor über 50 Jahren abgeschafft worden. Die Diskussion um die Todesstrafe hat gleichwohl nichts an Aktualität verloren: Von fast 3797 Menschen aus 25 Staaten ist bekannt, dass sie im Jahr 2004 durch staatliche Hinrichtung getötet wurden, weitere 7395 Gefangene in 64 Ländern wurden nach Angaben von Amnesty International im selben Zeitraum zum Tode verurteilt. Auch in Japan ist, weitgehend unbemerkt von der europäischen Öffentlichkeit, deren Augen sich in der Regel auf die USA richten, und weitgehend unbemerkt auch im eigenen Land, die Todesstrafe Realität. Jährlich fallen ihr seit Kriegsende statistisch pro Jahr 10,7 Menschen zum Opfer.

Das Selbstbestimmungsrecht der Staaten kann der Diskussion um die Todesstrafe nicht entgegenstehen, da vor allem die sog. westliche Welt im internationalen Kontext auch als Wertegemeinschaft in Erscheinung tritt. Dies war eines der wichtigsten Ergebnisse des internationalen Kolloquiums „Die Diskussion über die Abschaffung der Todesstrafe: Europäische und japanische Positionen“, das am 22. und 23. August 2005 von Prof. Dr. Gabriele Wolfslast vom Fachbereich Rechtswissenschaft und ihrem japanischen Kollegen Shinichi Ishizuka von der Ryukoku Universität Kyoto mit Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft, des Fördervereins des Fachbereichs Rechtswissenschaft, der Ryukoku Universität Kyoto sowie der japanischen Rechtsanwaltsvereinigung (JFBA) in Gießen veranstaltet wurde.

Referenten aus Japan waren die Strafrechts- bzw. Kriminologieprofessoren Katsoyoshi Kato (Nagoya), Itaru Fukushima und Shinichi Ishizuka (beide Kyoto) sowie die Tokyoter Strafverteidiger Osamu Kobayashi, Yoshihiro Yasuda, Yuji Ogawara und Jiro Nakamura; aus England der Leiter des Center for the Prevention of Capital

Punishment, Peter Hodgkinson (Westminster), und aus Deutschland die Kriminologen Arthur Kreuzer (Gießen) und Heinz Schöch (München), die Strafrechtslehrer Hans-Ludwig Schreiber (Göttingen) und Henning Rosenau (Göttingen/Hamburg), der Kriminologe Hartmut-Michael Weber (Fulda) sowie Horst Czerny von der Opferschutzorganisation Weißer Ring.

In fünf Abteilungen diskutierten die Wissenschaftler und Praktiker über verschiedene Aspekte der Todesstrafe, unter anderem über die Todesstrafe in rechtsphilosophischer Perspektive, über Todesstrafe und Opferschutz, über Verfahrensfragen sowie über die europäische Politik in Bezug auf Todesstrafe. Dabei war für die japanische Delegation insbesondere die Frage von Bedeutung, wie sich die Abschaffung der Todesstrafe politisch rechtfertigen und durchsetzen lässt.

Kreuzer stellte in seinem Referat dar, dass die Todesstrafe 1949 in der Bundesrepublik zwar entgegen der Überzeugung der Mehrheit der Bevölkerung und auch der Juristen abgeschafft worden war, heute aber, ungeachtet tagespolitischer Schwankungen, die Mehrheit diese Abschaffung akzeptiert. Der Grund dafür ist, so Kreuzer, auch in einem differenzierten Sanktionensystem zu sehen. Ein weiterer wesentlicher Aspekt wurde von dem Münchener Kriminologen Heinz Schöch deutlich gemacht, der auf die zunehmende Stärkung der Stellung des Opfers im Strafverfahren hinwies. Dass die Abschaffung der Todesstrafe in Deutschland auch eine andere Einstellung der Opferschutzverbände wie etwa dem Weißen Ring zur Todesstrafe bewirkt hat, war für die japanischen Teilnehmer eine besonders wichtige Erkenntnis. Allerdings äußerten sie sich auch kritisch gegenüber einer Stärkung der Position des Opfers im Strafverfahren. Ort des Opferschutzes sei das Sozialrecht, im Straf-

recht könne eine Stärkung dazu führen, dass die berechtigten Interessen des Täters geschwächt werden könnten.

Für die deutschen Teilnehmer besonders ein-drucksvoll waren die Berichte aus der Praxis. Wie auch in den USA sind in Japan immer wieder schwerwiegende Verfahrensfehler zu verzeichnen. So kommt es zu Fehlurteilen bis hin zur Verurteilung Unschuldiger. Obwohl es Mechanismen gibt, die sicher stellen sollen, dass es nicht zu Fehlurteilen kommt – beispielsweise werden Todesurteile von Amts wegen überprüft -, werden auch Unschuldige zum Tode verurteilt.

Einig waren sich alle Teilnehmer, dass die Todesstrafe eine nicht zu rechtfertigende Sanktion darstellt. Vor einer „schlichten“ Abschaffung der Todesstrafe ohne das Bereithalten von Alternativen wurde jedoch nachdrücklich gewarnt. Die Abschaffung der Todesstrafe sei ein hochkompliziertes Politikum, gerade weil sie einen Anachronismus in einem modernen Sanktionensystem darstelle. Über Strategien zur Abschaffung kann daher nur nachgedacht werden, wenn Klarheit über mögliche Alternativen besteht. Die Delegation der JFBA stellte ihren Vorschlag zu einem Hinrichtungsmoratorium in Japan vor, das darauf angelegt ist, während einer bestimmten Zeit, in der keine Todesstrafen vollstreckt werden, die Todesstrafe grundsätzlich in der Öffentlichkeit zu diskutieren. Zu diesem Zweck soll eine Kommission gebildet werden, die auf internationaler Ebene Daten zur Todesstrafe und ihren Auswirkungen erhebt. Berücksichtigt werden sollen bei diesen Untersuchungen auch die Effekte der Anwendung oder Nichtanwendung der Todesstrafe auf die Interessen der Kriminalitätsoffer. Auch sollen während des Moratoriums Untersuchungen möglicher Fehlurteile stattfinden. Dieses sogenannte Moratoriumsprojekt, das bereits

zu einem Gesetzesvorschlag geführt hat, wurde während der Gießener Tagung heftig diskutiert. Nicht nur gebe es bereits internationale Studien zur Auswirkung der Todesstrafe, sondern ein Moratorium, so wurde kritisiert, könne die Position der Gegner der Todesstrafe dadurch schwächen, dass es gedanklich zumindest im ersten Schritt die Akzeptanz der Todesstrafe voraussetze. Begrüßt wurde demgegenüber allerdings die Öffentlichkeitswirkung eines solchen Moratoriums in einem Land, das wie Japan die Todesstrafe weitgehend fern der Öffentlichkeit verhängt und vollstreckt, ganz im Unterschied zu den USA.

Als Alternative zur Todesstrafe wurde auch über die Rechtfertigung der lebenslangen Freiheitsstrafe ohne die Möglichkeit der Strafaussetzung zur Bewährung nachgedacht. Dies wird von Kritikern aber letztlich nur als eine „Todesstrafe auf Raten“ und wegen der fehlenden Perspektive für die Gefangenen als Verletzung der Menschenwürde gesehen.

Die Tagung endete mit einem Besuch beim „Weißen Ring“ in Mainz und einer Besichtigung der JVA Butzbach, in der den japanischen Teilnehmern die Ausgestaltung der lebenslangen Freiheitsstrafe vor Augen geführt wurde. Nach einem Rundgang durch die Haftanstalt wurden in einem abschließenden Gespräch konkrete Resozialisierungsmaßnahmen erörtert. Neu für die japanischen Teilnehmer war in diesem Zusammenhang z.B. die individuelle Ausgestaltung der Hafträume, die in dieser Form in Japan nicht zulässig ist.

Insgesamt erwies sich die Konferenz als gelungenes Beispiel des engen Zusammenwirkens deutscher und japanischer Strafrechtswissenschaftler, mit dem die bestehenden guten Kontakte des Fachbereichs Rechtswissenschaft nach Japan weiter ausgebaut werden konnten.

Dissertationsauszeichnungen der Justus-Liebig-Universität Gießen im Jahr 2005

Durch die finanzielle Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft war es auch im Jahr 2005 wieder möglich, sieben hervorragende, an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichte Dissertationen mit einer Summe von je 500 Euro auszuzeichnen.

In der Sektion I – Dr. iur. und Dr. rer. pol. – wurde Herr **Dr. Heiko Opfer**, Wirtschaftswissenschaften, für seine Arbeit mit dem Thema: *„Zeitvariable Asset-Pricing-Modelle für den deutschen Aktienmarkt. Empirische Untersuchung der Bedeutung makroökonomischer Einflussfaktoren“* ausgezeichnet.

Die Dissertation stellt einen außerordentlichen Beitrag zur Forschung auf dem Gebiet der Asset-Pricing-Modelle und der empirischen Kapitalmarktforschung dar. Dies zeigt sich insbesondere in der verwendeten Methodik. Herr Opfer verwendet eine Reihe von verschiedenen Modellspezifikationen und statistischen Verfahren, mit denen grundlegende Zusammenhänge zwischen makroökonomischen Variablen und Aktienrenditen geschätzt werden können. Auch werden neueste Verfahren der Statistik und Ökonometrie eingesetzt.

In der Sektion II – Dr. phil. und Dr. rer. soc. – wurde Frau **Dr. Birgit Neumann**, Anglistik, für ihre Dissertation *„Erinnerung – Identität – Narration: Typologie und Funktionen kanadischer Fictions of Memory. Gedächtnisromane. Literatur und kollektive Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in England und Deutschland Ende der 1920er Jahre“* ausgezeichnet.

Die Dissertation von Frau Dr. Neumann ist eine umfangreiche, mit hoher Reflektion und großem Sachverstand geschriebene Arbeit zum Zusammenhang von Erinnerung, Identität und Narration bei kanadischen Gegenwartsromanen. Die Dissertation ist weit über das eigentliche Fach hinaus von grundsätzlicher literatur- und kulturwissenschaftlicher Relevanz; sie stellt sowohl in

theoretischer und methodischer Hinsicht als auch im Bereich der Materialerschließung und Interpretation zahlreicher Romane, die bislang von der Forschung kaum erschlossen waren, eine außerordentlich innovative Leistung dar.

In der Sektion III – Dr. rer. nat. – wurde Herr **Dr. Marco Gemmer**, Geographie, für seine Arbeit mit dem Thema: *„Decision Support for Flood Risk Management at the Yangtze River by GIS/RS-Based Flood Damage Estimation“* ausgezeichnet.

Die qualitativ hervorragende Dissertation hat wegen der konkreten Anwendung des Hochwassermanagements bzw. Hochwasserschutzes bereits international hohe wissenschaftliche Beachtung gefunden. Die Arbeit behandelt die wissenschaftlich außerordentlich anspruchsvolle und aktuelle, aber auch praxisbezogene Frage des Hochwassermanagements und des Hochwasserschutzes am Beispiel des Mittellaufes des Yangtze. Die Dissertation besticht durch die originelle und innovative Fragestellung sowie durch die Beherrschung moderner geographischer Methoden.

In der Sektion IV – Dr. agr. und Dr. oec. troph. – wurde Frau **Dr. Katja Banzhaf**, Agrarwissenschaft, für ihre Dissertation *„Einfluss von Pflanzengesellschaft und Bewirtschaftungsintensität auf Muster und Konzentration ausgewählter Mineralstoffe von Winterweidefutter“* ausgezeichnet.

Frau Dr. Banzhaf hat die Mineralstoffkonzentration im Winterfutter „auf dem Halm“ untersucht, die erhebliche Bedeutung für die Gesundheit der so gefütterten Tiere hat. Die Arbeit überzeugt durch eine sehr kurze Bearbeitungszeit und einer in Relation dazu erheblichen Veröffentlichungsleistung. Zudem zeichnet sich die Arbeit durch eine Optimierung der eingesetzten Methodik aus sowie durch die sachgerechte statistische Verdichtung der ge-

wonnenen Daten. Die Ergebnisse der Dissertation haben einen hohen zukunftssträchtigen Wert für die Anwendung in der Praxis.

In der Sektion V – Dr. med. vet., Dr. biol. an., Dr. med., Dr. med. dent., Dr. biol. hom. – wurde Herr **Dr. Andreas Gallei**, Veterinärmedizin, für seine Arbeit mit dem Thema: „*Etablierung und Charakterisierung eines In-vivo-RNA-Rekombinationssystems: Mechanistische Studien und Erzeugung rekombinierter Pestviren*“ ausgezeichnet.

Herr Dr. Gallei bewegt sich mit seiner Dissertation thematisch und methodisch auf sehr hohem wissenschaftlichem Niveau; das hier entwickelte Modellsystem stellt einen außergewöhnlichen Beitrag zur Infektionsbiologie von RNS-Viren dar. Die Dissertation bearbeitet ein aktuelles und sehr anspruchsvolles Thema, das sowohl Fragestellungen aus der virologischen Grundlagenforschung wie aber auch anwendungsorientierte Belange der Veterinärmedizin einschließt, da Pestviren Erreger wirtschaftlich bedeutender Tierseuchen sind (z.B. „Klassische Schweinepest“ und „Bovine Virusdiarrhoe“). Die Ergebnisse der Dissertation haben bereits international Anerkennung gefunden.

Sektionsunabhängige Preise wurden vergeben an Frau **Dr. Anja Fehr**, Jura, für ihre Dissertation „*Mobbing am Arbeitsplatz – Eine strafrecht-*

liche Analyse des Phänomens Mobbing“ sowie an Herrn Dr. Thomas Falter, Physik, für seine Dissertation „*Nuclear reactions of high energy protons, photons and leptons*“.

Die Dissertation von Frau Dr. Fehr stellt eine in jeder Hinsicht herausragende wissenschaftliche Leistung dar und kann im Bereich der strafrechtlichen Aufarbeitung des Mobbingphänomens als grundlegend und wegweisend bezeichnet werden. Aufgrund ihres interdisziplinären Ansatzes ist zu erwarten, dass sie aber nicht nur die strafrechtliche Diskussion zum Thema Mobbing nachhaltig beeinflussen wird, sondern darüber hinaus auch im Arbeitsrecht und in den übrigen sich mit dem Mobbing befassenden Sozialwissenschaften auf große Beachtung stoßen wird.

Die Dissertation von Herrn Dr. Falter bearbeitet eine hochaktuelle Fragestellung der Hadronenphysik. Herrn Dr. Falter ist es gelungen, ein theoretisches Modell zu entwickeln, das die in elektromagnetischen Reaktionen von Atomkernen in Experimenten beobachtete Unterdrückung von Hadronen-Jets beschreibt. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind nicht nur für die an Elektronenbeschleunigern arbeitenden Physiker von Bedeutung, sondern auch für die weltweite Community der Schwerionenphysiker, die die Ergebnisse der Dissertation bereits mit großem Interesse aufgenommen hat.

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Ablehnung von Rufem

Prof. Dr. phil. *Joybrato Mukherjee* (Englische Sprachwissenschaft) an die Universität Zürich.

Annahme von Rufem

Prof. Dr. sc. nat. *Ann E. Ehrenhofer-Murray* (Genetik) an die Universität Duisburg-Essen.

Prof. Dr. rer. pol. *Christoph Spengel* (Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Betriebswirtschaftliche Steuerlehre) an die Universität Mannheim.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaft

W3-Professur für Bürgerliches Recht, nationales und internationales Zivilverfahrensrecht und Sportrecht:

Prof. Dr. iur. *Jens Adolphsen*, vorher Professor an der Universität Aberdeen (GB).

W3-Professur für Öffentliches Recht:

Prof. Dr. iur. *Martin Eifert*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Hamburg.

Prof. Dr. phil. *Ernst-Georg Friedrich*, vorher Professor an der Universität Bonn.

W3-Professur für Entwicklungspsychologie:

Prof. Dr. phil. *Gudrun Schwarzer*, vorher Professorin an der Universität Gießen.

W1-Juniorprofessur für Heil- und Sonderpädagogische Psychologie:

Prof. Dr. phil. *Marco Ennemoser*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Würzburg.

Wirtschaftswissenschaften

W3-Professur für Statistik und Ökonometrie:

Prof. Dr. rer. pol. *Peter Winker*, vorher Professor an der Universität Erfurt.

Biologie und Chemie

W2-Professur für Organische Chemie:

Prof. Dr. rer. nat. *Richard Göttlich*, vorher Hochschuldozent an der Universität Münster.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Berufspädagogik (Gewerbliche Bildung) unter Berücksichtigung der Didaktik der Arbeitslehre:

Prof. Dr. phil. *Marianne Friese*, vorher Oberassistentin an der Universität Bremen.

Agrarwissenschaften, Ökotrophologie und Umweltmanagement

W2-Professur für Molekulare Ernährungsforschung mit dem Schwerpunkt Grundlagen und Gesundheit:

Prof. Dr. oec. troph. *Uwe Wenzel*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität München.

Sprache, Literatur, Kultur

W3-Professur für Vergleichende Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt neuere deutsche Literatur:

Prof. Dr. phil. *Annette Simonis*, vorher Professorin an der Technischen Universität Braunschweig.

W3-Professur für Neuere Englische und Amerikanische Literatur:

Prof. Dr. phil. *Gesa Stedman*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität Berlin.

Veterinärmedizin

W2-Professur für Toxikologie und Pharmakologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Gerhard Fritz*, vorher Hochschuldozent an der Universität Mainz.

W2-Professur für Klinische Pathophysiologie und Klinische Laboratoriumsdiagnostik:

Prof. Dr. med. vet. *Andreas Moritz*, vorher Hochschuldozent an der Universität Gießen.

Psychologie und Sportwissenschaft

W3-Professur für Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sportdidaktik unter besonderer Berücksichtigung der Primarstufe:

Medizin

W3-Professur für Kieferorthopädie:

Prof. Dr. med. dent. *Sabine Ruf*, vorher Professorin an der Universität Bern.

W3-Professur für Biochemie:

Prof. Dr. med. *Lienhard Schmitz*, vorher Dozent an der Universität Bern.

W2-Professur für Innere Medizin mit dem Schwerpunkt Pathophysiologie des Stoffwechsels und Ernährungsmedizin:

Prof. Dr. med. *Thomas Linn*, vorher Hochschuldozent an der Universität Gießen.

W2-Professur für Innere Medizin mit dem Schwerpunkt Gastroenterologie:

Prof. Dr. med. *Elke Roeb*, vorher Oberassistentin an der Technischen Universität Aachen.

Zu außerplanmäßigen Professorinnen und Professoren wurden ernannt

Privatdozentin Dr. phil. *Anne Amend-Söchting*, Lehrerin am ev. Gymnasium Mühlhausen, für das Fachgebiet Romanische Philologie (Literaturwissenschaft).

Privatdozent Dr. med. *Ulrich Bolm-Audorff*, Leiter des Dezernats Landesgewerbeamt der Regierungspräsidiums Darmstadt, für das Fachgebiet Arbeitsmedizin.

Privatdozent Dr. med. *Wolfgang Deinsberger*, Direktor der Klinik für Neurochirurgie des Klinikums Kassel, für das Fachgebiet Neurochirurgie.

Privatdozent Dr. med. dent. *Martin Jung*, Hochschuldozent am Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, für das Fachgebiet Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde.

Privatdozent Dr. med. *Thomas Krzizok*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) am Zentrum für Augenheilkunde, für das Fachgebiet Augenheilkunde.

Privatdozent Dr. med. *Karsten Münstedt*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Frauenheilkunde und Geburtshilfe, für das Fachgebiet Gynäkologie und Geburtshilfe.

Privatdozent Dr. med. *Patrick Oschmann*, Hochschuldozent am Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fachgebiet Neurologie.

Privatdozent Dr. med. *Manfred Riße*, Akademischer Oberrat am Zentrum für Ökologie, für das Fachgebiet Rechtsmedizin.

Privatdozent Dr. rer. nat. Dr. biol. hom. *Klaus Rödelberger*, Akademischer Oberrat am Zentrum für Ökologie, für das Fachgebiet Ökotoxikologische Analytik.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Joachim Roth*, Akademischer Rat am Institut für Veterinär-Physiologie, für das Fachgebiet Veterinär-Physiologie.

Privatdozent Dr. rer. nat. Dr. med. *Hermann Ruß*, Bereichsleiter bei der Firma Merck KGaA in Darmstadt, für das Fachgebiet Pharmakologie und Toxikologie.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Klaus Steger*, Wissenschaftlicher Angestellter am Zentrum für Chirurgie, Anästhe-

siologie und Urologie, für das Fachgebiet Anatomie und Zellbiologie.

Privatdozent Dr. med. vet. *Jens Peter Teifke*, Wissenschaftlicher Oberrat an der Bundesforschungsanstalt für Viruskrankheiten der Tiere, Insel Riems, für das Fachgebiet Pathologie.

Privatdozent Dr. med. *Hans-Dieter Walmrath*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. phil. *Gerhard Menk*, Archivoberrat am Hessischen Staatsarchiv in Marburg.

Dr. iur. *Rainer Schlegel*, Richter am Bundessozialgericht in Kassel.

Dr. iur. *Hans-Joachim Weider*, Fachanwalt für Strafrecht in Frankfurt/Main.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. phil. *Dieter Beckmann* (Medizinische Psychologie) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. phil. *Helmut Berschin* (Romanische Sprachwissenschaft) zum 30. 9. 2005.

Prof. Dr. phil. *Helga Gesche* (Alte Geschichte) zum 31. 7. 2005.

Prof. Dr. rer. nat. *Junes Ipaktschi* (Organische Chemie) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. med. *Herbert Kaufmann* (Augenheilkunde mit dem Schwerpunkt Strabologie und Neuroophthalmologie) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. rer. nat. *Manfred Kunter* (Anthropologie) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. rer. nat. *Christian Kunze* (Botanik) zum 30. 9. 2005.

Prof. Dr. med. *Hermann Lindemann* (Kinderheilkunde) zum 30. 9. 2005.

Prof. Dr. rer. pol. *Herbert A. Müller* (Volkswirtschaftslehre) zum 30. 9. 2005.

Prof. Dr. agr. Dr. h.c. *Wilhelm Opitz von Boberfeld* (Grünlandwirtschaft und Futterbau) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. agr. *Josef Pallauf* (Tierernährung) zum 30. 9. 2005.

Prof. Dr. iur. *Jan Schapp* (Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. agr. *Hermann Seufert* (Landtechnik) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. phil. *Ellen Spickernagel* (Kunstgeschichte) zum 31. 3. 2006.

Prof. Dr. med. *Gerd Wengler* (Virologie und Zellbiologie) zum 31. 3. 2006.

Biographische Notizen

Dr. iur. Patrick Gödicke, Jahrgang 1970, Studium der Rechtswissenschaft in Gießen, Lyon und Freiburg im Breisgau, Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes.

1996 erste Juristische Staatsprüfung. 1996–2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter mit einem bürgerlich-rechtlich-methodologischen Promotionsvorhaben über *Bereicherungsrecht und Dogmatik. Zur Kritik an der Dogmatik der §§ 812ff. BGB aus methodologischer Sicht* bei Prof. Dr. Jan Schapp an der Justus-Liebig-Universität Gießen. 1996 und 1998 Studien- und Gastdozenturaufenthalte in Großbritannien (Cambridge und Warwick). Seit 1998 Mitglied der Ethik-Kommission des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen zur Beurteilung ethischer, medizinisch-wissenschaftlicher und rechtlicher Aspekte in der medizinischen Forschung am Menschen. 2001 Promotion zum Doktor der Rechtswissenschaft. 2003 zweite juristische Staatsprüfung. 2003–2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter mit einem medizinrechtlichen Habilitationsvorhaben bei Prof. Dr. Jan Schapp an der Justus-Liebig-Universität Gießen. März 2005 Eintritt in den höheren Justizdienst als Richter des Landes Hessen (Landgericht Gießen). Derzeit sonderbeurlaubt zwecks Abschluss der Habilitationsschrift über *Formularerklärungen in der Medizin. Rechtliche Kontrollmaßstäbe für die formulargetragene Preisgabe absolut geschützter Rechtspositionen in der medizinischen Heilbehandlung und Forschung*, gefördert durch ein Habilitationsstipendium der Erwin-Stein-Stiftung.

Schwerpunkt wissenschaftlicher Publikationen und Vorträge im Bürgerlichen Recht und im Medizinrecht. Lehrbeauftragter des Fachbereichs Rechtswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, Fachdozent für Arzneimittel- und Medizinprodukterecht des arber-Verlags, Heilbronn.

Prof. Dr. phil. Hans-Dietrich Kahl, geb. 1920. Als Gymnasiallehrer 1959 aufgrund vorgelegter Publikationen Gelegenheit zur Habilitation auf einer Assistentenstelle in der Sektion für Geschichte und Sprachen des damaligen Instituts für Kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung in Gießen. 1961/62 erste Lehrveranstaltungen nach dem Krieg für Mittelalterliche Geschichte in Gießen (Lehrauftrag). 1965–1970 Dozent, 1970–1986 Professor für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Institut. Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeiten als Emeritus.

Unter anderem Korrespondierendes Mitglied der Polnischen und der Slowenischen Akademien der Wissenschaften und Künste zu Krakau bzw. Ljubljana/Laibach. 1983–1995 Mitglied, 1991–1995 Leiter des Geistigen Rates der Deutschen Unitarier Religionsgemeinschaft.

Prof. Dr. Dr. h. c. Rudolf Leiser, geb. 1941 in Bern, Schweiz. Studium der Veterinärmedizin an der Universität Bern im 2. Bildungsweg (nach Schriftsetzerlehre und -Gesellenzeit). 1974 Promotion zum Dr. med. vet., 1980 Habilitation für Tieranatomie, -Histologie und -Embryologie, jeweils am Institut für Tieranatomie in der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Bern. 1971–1990 Wissenschaftlicher Assistent/-Oberassistent/Lektor am Institut für Tieranatomie Bern.

Wissenschaftliche Forschungs-/Auslandsaufenthalte:

1976 an der Human Anatomy der University of California Davis

1984–1986 am Institut für Anatomie der RWTH Aachen Seit 1990 Professor und Direktor des Instituts für Veterinär-anatomie, -Histologie und -Embryologie des Fachbereichs Veterinärmedizin der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Erasmus/Sokrates- und Partnerschaftsbeauftragter des Fachbereichs Veterinärmedizin Gießen, Mitglied und Leitung von Evaluationsteams in Europäischen Veterinär-fakultäten im Rahmen der European Association of Establishments for Veterinary Education (Brüssel).

Forschungsschwerpunkt: Funktionelle Morphologie der Plazentation im Speziesvergleich mit besonderer Berücksichtigung der Blutgefäßentwicklung.

Mitglied der DFG-Graduiertenkollegia „Zell-Zell-Interaktion im Reproduktionsgeschehen“ sowie „Molekuläre Veterinärmedizin“. Mitglied mehrerer nationaler und internationaler Wissenschaftsgesellschaften, Referent mehrerer wissenschaftlicher Zeitschriften.

Dr. Ivana Petrovic, geb. 1974 in Belgrad. 1993–1999 Studium der Klassischen Wissenschaften (Fächer Alte Geschichte, Klassische Philologie, Klassische Archäologie, Byzantinistik) an der Universität Belgrad und der altertumswissenschaftlichen Forschungsschule des Alternative Academic Educational Network, Belgrad. 1999/2000 Forschungsaufenthalt an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 2000-2004 Promotionsstudium in Heidelberg und an der Justus-Liebig-Universität Gießen mit der Dissertation *Der Artemiskult in der hellenistischen Dichtung* (Betreuer: Prof. Dr. Peter v. Möllendorff) [im Druck]. 1994–2002 mehrere Förder- und Promotionsstipendien. Seit 2003 Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Lehrstuhl Griechisch) am Institut für Altertumswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Hellenistische Dichtung, griechische Religion, griechische Epigramme. Hierzu liegen verschiedene Veröffentlichungen vor.

Prof. Dr. med. Elke Roeb, geb. 1964 in Steckenborn (jetzt Simmerath), 1983–1989 Studium der Medizin an der RWTH Aachen und Approbation. 1985–1991 Promotion

im Labor von Prof. H. Kammermeier, Physiologie, RWTH Aachen, Titel der Arbeit *Energetisch-funktionelle Wechselwirkungen im Myokard isoliert perfundierter Rattenherzen*. 1989–1991 ÄiP in der Medizinischen Klinik III der RWTH Aachen, 1991 Approbation als Ärztin, 1991–1992 und 1994–1997 Assistenzärztin der Med. Klinik III der RWTH Aachen. 1997 Ernennung zur Wissenschaftlichen Assistentin (C1) der Med. Klinik III der RWTH Aachen, Facharztprüfung für das Fach Innere Medizin. 1998 Erteilung der *Venia legendi* für das Fach Innere Medizin, 1999 Ernennung zur Oberassistentin (C2) und Oberärztin der Med. Klinik III der RWTH Aachen. 2004 Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin der RWTH, Ruf auf eine C3-Professur für Innere Medizin, Schwerpunkt Gastroenterologie, an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Zahlreiche Auszeichnungen und Preise, darunter den mit 25.000 Mark dotierten Wissenschaftspreis Medizinische Grundlagenforschung SmithKline Beecham Stiftung (2001) und den mit 10.000 Euro dotierten Siegfried Thannhauser-Preis (2003)

Mitgliedschaften:

Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin

Deutsche Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten

Deutsche Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Leber
Programmkomitee der GASL (2002–2004)

Prof. Dr. Gesa Stedman, Studium der Anglistik, Romanistik und Theater-/Filmwissenschaft an der Freien Universität Berlin und der University of Warwick. Beteiligung am Aufbau des Studiengangs „Master in British Studies“ am Großbritannien-Zentrum der Humboldt-Universität in Berlin. Forschungsaufenthalte in Oxford, London und Paris. Seit Oktober 2005 Professorin für Neuere Englische und Amerikanische Literatur an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Die Dissertation zu den viktorianischen Diskursen der Emotionen *Stemming the Torrent: Expression and Control in the Victorian Discourses on Emotions, 1830–1872* ist 2002 bei Ashgate, Aldershot erschienen. Weitere Buchveröffentlichungen: *Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit* (hrsg. mit Ingrid Kasten und Margarete Zimmermann), Stuttgart/Weimar: Metzler 2002; *Representations of Emotions* (hrsg. mit Jürgen Schlaeger, Gunter Narr), Tübingen 1999; *Englische Frauen der Frühen Neuzeit* (hrsg.), Darmstadt: WBG 2001.

In Druckvorbereitung: Habilitationsschrift (2005) *Cultural (Ex)Change: England and France in the 17th Century*; Herausgabe zweier Sonderhefte zum Thema Kulturtransfer: *European Journal for English Studies* und *Journal for the Study of British Cultures* (2006). In Vorbereitung weiterhin der Tagungsband *Höfe – Salons – Akademien: Gender und Kulturtransfer im Europa der Frühen Neuzeit* (hrsg. mit Margarete Zimmermann), Hildesheim: Olms 2006

Prof. Dr. Dieter Vaitl, geb. 1940 in Garmisch-Partenkirchen. Studium der Philosophie in Rom (Lizentiat 1962) und Psychologie in Freiburg (Diplom 1967). 1967–1969 Assistent an der Psychosomatischen Abteilung der Universitätskinderklinik in Freiburg. 1969–1973 Assistent, 1973–1975 Professor für Psychophysiologie und Methodenlehre am Psychologischen Institut der Universität Münster. 1975 Ruf auf den Lehrstuhl für Klinische Psychologie an der Universität Gießen. Hier mehrfach Dekan des Fachbereichs Psychologie. Seit 2000 Direktor des Bender Institute of Neuroimaging der Universität Gießen. 1988 Gründer des Instituts für Psychobiologie und Verhaltensmedizin an der Justus-Liebig-Universität Gießen e.V. und seitdem dessen geschäftsführender Leiter. Leiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg, dort zuständig für die Organisation und Entwicklung von Forschungsverbänden. 1997–2003 Leitung des internationalen Forschungsverbands zum Thema „Veränderte Bewusstseinszustände“, der sich mit der neurowissenschaftlichen Erforschung von Hypnose, Trance und Halluzinationen befasst. 1982–1988 Gründungspräsident der Deutschen Gesellschaft für Psychophysikologie sowie 1994–1996 Präsident der Federation of the European Psychophysiological Societies (FEPS).

Fellow der International Organization of Psychophysiology und Mitglied des National Institute of Mental Health (USA).

Wissenschaftliche Arbeiten und Forschungsergebnisse: 15 Bücher und mehr als 200 Zeitschriftenbeiträge.

1997 Auszeichnung mit dem Deutschen Psychologie-Preis für die Arbeiten in der klinisch relevanten psychophysiologischen Forschung und das Engagement in der Weiterbildung von klinischen Psychologen/Psychologinnen.

Gegenwärtige Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen: Emotionsforschung, veränderte Bewusstseinszustände, experimentelle Psychopathologie.